

N° 44 — 31. OKTOBER 2020

DAS MAGAZIN

Im Namen des Schweizer Sports

Einschüchtern, demütigen, quälen: Die Magglingen-Protokolle
Seite 8

EDITORIAL / MAGGLINGEN



Der Weg zum Spitzensport in der Schweiz: Blick aus dem Funiculaire von Biel nach Magglingen.

Sport ist Mord. Das Bonmot wird Winston Churchill zugeschrieben, wurde aber erst Mitte der Siebzigerjahre in die Welt gesetzt, wahrscheinlich von einem deutschen Journalisten. Das würde auch besser zu meinen eigenen Erfahrungen passen: Als unser C-Junioren-Team 1980 bis ins Finale der Schweizer Fussballmeisterschaft vorsties (leider verloren wir im Penaltyschiessen), sorgte dies bei meinen langhaarigen Klassenkameraden am Gymnasium bestenfalls für mitleidige Bemerkungen. Wie kann man viermal die Woche Zeit mit einer so retardierten, reaktionären und konformistischen Tätigkeit *vertubeln*?

Irgendwann änderte sich der Zeitgeist, Sporttreiben und Sportkonsumieren wurden salonfähig, sodass man mittlerweile selbst Altphilologinnen beim Joggen, Hantelstemmen oder Champions-League-Schauen ertappen kann. Der Spruch «Sport ist Mord» klingt heute *démodé* – nach ideologischer, verbiesterter Geringschätzung von körperlicher Leistung (Militarismus!) und ein bisschen Fun (Kommerz!)

Ein Glück, dass die Zeiten solch rigider Sportkritik vorbei sind, dachte ich immer. Doch jetzt habe ich die Titelseite meiner Kollegen Christof Gertsch und Mikael Krogerus gelesen (*Seite 8*). Die beiden haben über Wochen hinweg im Umfeld der besten Schweizer Turnerinnen und Gymnastinnen recherchiert.

Herausgekommen ist ein sprachlos machendes Dokument. Es handelt von hochtalentierten Mädchen und jungen Frauen, die sich voller Optimismus nach Magglingen begaben, dieser nationalen Institution der Sportelite, um dort unter der Obhut des Turnverbands ihrer Leidenschaft nachzugehen und, klar, auch hart zu trainieren. Nun berichten acht dieser Frauen, wie sie stattdessen tyrannisiert, gedemütigt, gequält und gebrochen wurden (nicht selten mit spezifisch gegen junge Frauen gerichteten Mitteln), sodass sie am Ende nur noch einen Wunsch hatten: nie mehr Magglingen, nie mehr Spitzensport.

Und so frage ich mich widerwillig: Hatten die Sportverteufler aus den Siebzigern vielleicht doch recht?

BRUNO ZIAUDDIN

- 8 Ein System der Gewalt im Namen des Schweizer Sports.
VON **CHRISTOF GERTSCH & MIKAEL KROGERUS**
- 4 **PHILIPP LOSER** über ein tröstliches Kinderbuch
- 4 **NINA KUNZ** über operante Konditionierung
- 5 **NIKLAUS PETER** über Christentum und Sex
- 6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** über die «90-9-1-Regel»
- 7 **HANS ULRICH OBRIST** über Museen in Corona-Zeiten
- 44 **CHRISTIAN SEILER** R.I.P. Taras Ochota
- 45 **ZU HAUSE BEI** einer Tufting-Künstlerin

DIE MAGGLINGEN- PROTOKOLLE

Im Kunstturnen und in der Rhythmischen Gymnastik gehören
Einschüchterungen, Erniedrigungen und Misshandlungen zum Alltag.
Acht Frauen erzählen.

TEXT CHRISTOF GERTSCH
& MIKAEL KROGERUS

Rückblick

«Ich bin immer mit dem Trottinett von der Schule in Biel zum Funiculaire gerast. Ich durfte das Bähnchen auf keinen Fall verpassen, weil mich meine Trainerin sonst fertig gemacht hätte. Aber kaum sass ich schweissgebadet drin, dachte ich: Schade, dass ich es nicht verpasst habe.»

«Ich habe mir während der Fahrt immer ausgemalt, dass das Funiculaire plötzlich stehen bleibt. Ich habe mir gewünscht, dass es nie in Magglingen oben ankommt.»

«Ich habe während der Fahrt immer wieder daran gedacht, die Notbremse zu ziehen. Einfach diesen roten Knopf zu drücken, damit der Wagen hält.»

«Als ich unten einstieg, war die Welt um mich herum immer farbig. Als ich nach dem Training runterfuhr, war sie grau.»

Vier Frauen zwischen 23 und 29 Jahren sitzen in einer Pizzeria im Genfer Studentenviertel Plainpalais und unterhalten sich über die schlimmsten Jahre ihres Lebens: die Jahre im Leistungszentrum des Schweizerischen Turnverbands in Magglingen.

Es sind Lisa Rusconi, Stephanie Kälin, Marine Périchon und Sarah Marchini. Vier der besten Schweizer Gymnastinnen der letzten zwanzig Jahre.

«Magglingen kann von Glück reden, dass sich noch keine Turnerin das Leben genommen hat.»

Wie es zu dieser Geschichte kam

Magglingen, ein Dorf am Jurasüdfuss oberhalb des Bielersees, ist das Herz des Schweizer Sports. Hier hat das Bundesamt für Sport mit 500 Mitarbeitenden seinen Sitz, die Eidgenössische Hochschule für Sport, das Nationale Sportzentrum und das Kompetenzzentrum Sport der Armee. Oberste Chefin der Magglinger Institutionen ist Bundesrätin Viola Amherd, die Vorsteherin des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport. Die meisten, die in der Schweiz im Sport etwas geworden sind, waren schon mal in Magglingen, für Trainingslager, Leistungstests oder die Spitzensport-Rekrutenschule.

Manche hatten aber auch das Pech, länger hier zu sein, wie die vier Frauen, die sich in Genf jetzt zwei Pizzas teilen. Denn der grösste Sportverband des Landes, der Schweizerische Turnverband (STV), hat in Magglingen sein Leistungszentrum.

In diesem Text wird von zwei STV-Sportarten die Rede sein: Rhythmische Gymnastik (auch Rhythmische Sportgymnastik genannt) und Kunstturnen. Die beiden Sportarten sind sehr unterschiedlich, haben aber zwei Gemeinsamkeiten. Erstens sind sie sogenannte Kindersportarten. Das heisst, sie stellen in ihrer heutigen Form Anforderungen hinsichtlich Akrobatik, Beweglichkeit und Gewicht, bei denen Mädchenkörper gegenüber Frauenkörpern im Vorteil sind. Zweitens: Sie sind besonders häufig von Gewalt betroffen.

Dass das auch in der Schweiz so ist, hat man diesen Sommer erfahren, als sich ehemalige Gymnastinnen im «Blick», dann in «Le Temps», in der «NZZ am Sonntag» und im Westschweizer Fernsehen RTS zu Wort meldeten und von menschenunwürdigen Vorkommnissen in Magglingen zwischen 2005 und 2020 berichteten.

Der STV reagierte, wie es mächtige Institutionen in solchen Fällen gerne tun: Er suchte einen Sündenbock. Man entliess die Nationaltrainerinnen der Rhythmischen Gymnastik, suspendierte den Spitzensportchef, beauftragte eine Anwaltskanzlei mit einer Untersuchung.

Doch die Geschichte ist viel umfassender, die Wahrheit komplizierter und erschütternder. In den letzten drei Monaten sprachen wir mit über einem Dutzend Gymnastinnen und Kunstturnerinnen – 30 Stunden insgesamt, 200 Seiten Transkript. Acht Frauen sind nun bereit, sich in diesem Artikel namentlich zitieren zu lassen, davon schildern drei ihre Erfahrungen zum ersten Mal öffentlich. Die Aussagen legen den Verdacht nahe, dass es sich bei den Vorkommnissen in Magglingen nicht um bedauerliche Einzelschicksale handelt, ausgeübt von Einzeltäterinnen und Einzeltätern, sondern um ein eigentliches System. Ein System der Gewalt im Namen des Schweizer Sports. Gespräche mit Ärzten, Psychologinnen, Funktionärinnen, Wissenschaftlern, Trainerinnen, Juristen, Eltern und Gasteltern stützen diese Vermutung.

In den drei Monaten ist uns noch etwas aufgefallen: Viele, die von den Zuständen wussten und diese auch verurteilten, relativierten zugleich das Geschehene, im Sinne von: «Jede Sportart hat halt ihre Kultur.» Vielleicht wollten sie die Dimension des Grauens nicht wahrhaben. Vielleicht wollten sie sich selbst in ein besseres Licht rücken. Vielleicht aber lag es auch daran, dass man in der Schweiz grundsätzlich ziemlich gut darin ist, sich einzureden, es sei hier alles nicht so schlimm wie im Ausland.

Unsere Recherchen zeigen: Es ist in der Schweiz genau so schlimm.

Eine Vereinstrainerin, die anonym bleiben möchte, formulierte es so:

«Magglingen kann von Glück reden, dass sich noch keine Turnerin das Leben genommen hat.»

Die Frauen, mit denen wir sprachen, berichteten von Angst- und Essstörungen, Depressionen, posttraumatischen Belastungsstörungen und Suizidgedanken. Ihre Therapeutinnen bestätigten uns die Diagnosen.

Wenn im Sport Fälle von Autoritätsmissbrauch bekannt werden, ist das immer mutigen Athletinnen zu verdanken, die sich an die Öffentlichkeit wenden. Keine Trainerin, kein Arzt, keine Funktionärin ist diesen Schritt je von sich aus gegangen. Die allererste solche Athletin in der Schweiz war Ariella Kaeslin, Europameisterin im Kunstturnen. 2007 organisierte sie mit drei Nationalteamkolleginnen einen Trainingsboykott, um auf das missbräuchliche Verhalten des damaligen Nationaltrainers hinzuweisen.

Wir wollen den Aussagen der Athletinnen in diesem Text viel Raum geben. Die Protokolle auf den nächsten Seiten sind chronologisch geordnet, vom ersten Tag der Athletinnen in Magglingen bis zu ihrem Rücktritt, von der Vorfreude zum Zusammenbruch. —>

Hier die Frauen, die in den Protokollen Auskunft geben:

- Die Zürcherin *Stephanie Kälin*, 25, als Gymnastin in Magglingen von 2010 bis 2015
- Die Tessinerin *Lisa Rusconi*, 23, als Gymnastin in Magglingen von 2012 bis 2017
- Die Zürcherin *Lynn Genhart*, 18, als Kunstturnerin in Magglingen von 2016 bis 2019
- Die Bernerin *Fabienne Studer*, 19, als Kunstturnerin in Magglingen von 2016 bis 2020
- Die Genferin *Marine Périchon*, 27, als Gymnastin in Magglingen von 2005 bis 2012
- Die Genferin *Sarah Marchini*, 29, als Gymnastin in Magglingen von 2005 bis 2007
- Die Luzernerin *Ariella Kaeslin*, 33, als Kunstturnerin in Magglingen von 2001 bis 2011

- Die Zürcherin *Cinzia Mora*, 20, als Gymnastin in Magglingen von 2015 bis 2016

Und hier einige Abkürzungen und Orte, von denen die Rede sein wird:

- «*End der Welt*»: Die grosse Turnhalle in Magglingen
- RG: Rhythmische Gymnastik
- STV: Schweizerischer Turnverband
- RLZ: Regionales Leistungszentrum

II

«Sie wussten genau, wie viel ich für meinen Traum zu tun bereit bin.»

Vom ersten Tag an schweigen und leiden lernen: Wie es ist, als Teenager nach Magglingen zu kommen

«Zuerst sah ich Magglingen nur positiv. Niemand sagte uns, was uns dort oben erwartet. Bei meiner ersten richtigen Begegnung mit Magglingen zeigte man mir die Schule in Biel und erzählte, was die Ziele seien. Es ging immer um Olympia: Rio 2016, Tokio 2020. Wir spazierten zum «End der Welt» und schauten beim Training zu. Plötzlich sah ich, dass viele Mädchen weinten. Ich fragte: Was ist da los? Heike (Heike Netzschwitz, bis 2013 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik) sagte, es sei gerade eine strenge Phase. Mir kamen leise Zweifel, aber ich dachte, vielleicht sind sie müde von der WM. Dann hiess es, du musst dich entscheiden: Magglingen oder nicht? Ich war unsicher: Französisches Gymnasium, keine Freunde, keine Familie. Aber ich liebte die Rhythmische Gymnastik, diese Mischung aus Theater und Sport. Und ich wollte an die Olympischen Spiele. Also unterzeichnete ich den Vertrag.»

— *Lisa Rusconi*

«Ich war sofort verliebt in den Sport, als ich zum ersten Mal die Bälle und Bänder sah und wie sich die Mädchen zur Musik bewegten. Ich machte ein Probetraining, bestand den Aufnahmetest, war drin. Jedes Jahr trainierte

ich mehr: Zuerst zwanzig Stunden pro Woche, dann fünfundzwanzig. In Magglingen, mit fünfzehn, waren es dann vierzig Stunden pro Woche.

In der RG verstehst du früh, dass nur ein Weg an die Spitze führt: über Magglingen. Willst du an die Olympischen Spiele, musst du nach Magglingen. Ich kannte Mädchen, denen der Ort von Anfang an nicht geheuer war, ich aber war anders: Ich wollte das unbedingt. Ich freute mich darauf, den Vertrag zu unterzeichnen. Sie wussten genau, wie viel ich für meinen Traum zu tun bereit bin.»

— *Stephanie Kälin*

Der Vertrag, von dem die beiden Frauen sprechen, ist das Papier, mit dem die Abhängigkeit der Athletinnen von Trainern, Funktionärinnen und Verbandsleuten beginnt: die mehrseitige «Athletenvereinbarung» zwischen dem STV und seinen Kaderturnerinnen. Uns liegen mehrere deutsch- und französischsprachige Versionen davon vor, die älteste datiert von 2012, die jüngste von 2020.

«Was mir zuallererst auffällt», sagt Raphaëlle Favre, «ist die absolute Unterordnung der Turnerin.» Favre ist eine der profiliertesten Sportjuristinnen der Schweiz, sie arbeitet als Rechtsanwältin in Zürich und als Richterin am Internationalen Sport-

schiedsgericht in Lausanne. Konkret kritisiert sie zwei Stellen in der Vereinbarung:

1. «*Die Athletin (...) bemüht sich, ein für die Sportart Rhythmische Gymnastik zwingendes Körpergewicht zu halten.*» (Punkt 4.1)

Favre: «Mit dieser Klausel habe ich ein Riesenproblem. Wer definiert, wo dieses «zwingende Körpergewicht» liegt? Was heisst überhaupt «zwingend»?»

Tatsächlich gibt es, anders als etwa im Boxen und Judo, weder im Kunstturnen noch in der Rhythmischen Gymnastik Gewichtsklassen. Zugleich weiss man aus zahlreichen Untersuchungen, dass Gymnastinnen und Kunstturnerinnen besonders häufig unter Essstörungen leiden. Eine solche Klausel in der Vereinbarung legitimiert es, wenn Trainerinnen und Trainer Diätdruck auf die Athletinnen ausüben.

2. «*Ein Ausschluss aus dem Kader/Verbandszentrum kann erfolgen bei (...) negativen Äusserungen über den STV in der Öffentlichkeit.*» (Punkt 12.1)

Favre: «Es ist völlig unnötig, das Vertrauensverhältnis schriftlich festzuhalten, denn das Obligationenrecht ermöglicht es dem Verband sowieso, Personen zu entlassen, die sich öffent-

lich negativ äussern. Warum also ist dieser Punkt in der Vereinbarung enthalten? Ich denke: um Druck aufzubauen. Auf zwölf-, dreizehn-, vierzehnjährige Kinder.»

Die Athletenvereinbarung, sagt Raphaëlle Favre, sei nicht grundsätzlich illegal, zementiere aber eine problematische Situation: Hier der übermächtige Verband, der seine Monopolstellung ausnutzt, dort ein Kind, das von der Olympiateilnahme träumt, und Eltern, die ihm den Traum ermöglichen wollen. Laut Favre besonders bedenklich: Durch einschüchternde Formulierungen und juristisch irrelevante Ausführungen werde eine Kultur des Schweigens etabliert. Noch vor ihrem ersten Training werde den Athletinnen nahegelegt, nichts zu sagen.

«Als mein Rücktritt kommuniziert wurde, bat ein Journalist der ‹Berner

Zeitung› den Turnverband um ein Interview mit mir. Der Pressechef des STV sagte mir, wenn ich einem Gespräch zustimme, solle ich den wahren Grund für das Karriereende besser für mich behalten. Ich könne ja, schlug er vor, meine Verletzung vorschieben. Ich sagte, dass ich sicher nicht lügen werde. Ein paar Tage später sagte er mir, der Journalist habe kein Interesse mehr am Interview.»

— Fabienne Studer

«Der ‹Landbote› hatte während meiner Karriere ein paar Mal über mich berichtet. Als die Redaktion erfuhr, dass ich zurücktrete, wollten sie einen Bericht schreiben. Sie fragten beim STV, ob sie mich sprechen könnten. Der STV teilte mir mit, ich dürfe nur mit der Zeitung reden, wenn jemand vom Verband dabei sei. Ich sagte, dann mache ich es nicht. Weil ich genau

wusste, dass ich nicht sagen kann, was ich eigentlich sagen möchte.»

— Cinzia Mora

Auf Anfrage schreibt der STV, dass die Athletenvereinbarung derzeit überarbeitet werde, «um die Rechte der Athletinnen und Athleten zu stärken» sowie «die Inhalte und die Einhaltung der Ethik-Charta von Swiss Olympic und des Verhaltenskodex des STV besser zu verankern und detaillierter darzustellen». Den Vorwurf, Athletinnen auch nach dem Rücktritt nicht alleine mit Medien sprechen zu lassen bzw. die wahren Gründe für den Rücktritt zu verschleiern, streitet der STV ab: Die erste Kommunikation über den Rücktritt erfolge in Absprache mit der Athletin zwar über den STV. Aber danach «kann die Athletin mit den Medien sprechen, auch alleine».

III

«Jedes Mal, wenn wir dachten, jetzt gehts dann nicht mehr, waren sie lieb, bis sie uns wieder hatten. Sie küssten und umarmten uns, sie nahmen uns die Gründe zu rebellieren.»

Alltag im Leistungszentrum

«Als ich mit zwölf nach Magglingen kam, machte man mir schnell klar, was von mir erwartet wird: Dass ich meinen Eltern nichts erzähle. Heike sagte: ‹Vertraut euch mir an, wenn euch etwas zu schaffen macht. Eure Eltern verstehen nichts von Spitzensport.› Oder: ‹Was in der Turnhalle geschieht, bleibt in der Turnhalle.›

Zunächst erzählte ich meinen Eltern trotzdem alles. An den Wochenenden weinte ich, sagte: ‹Ich will da nicht wieder hin.› Dann hatte meine Mutter genug. Sie stellte Heike zur Rede, tobte richtig herum. Ich wusste, dass sie recht hatte, aber so, wie sie ausflippte, fiel es Heike nachher leicht, mir den Eindruck zu vermitteln, meine Mutter sei durchgedreht und zerstöre mir noch den Traum von der Olympiateilnahme. Sie erklärte mir, wenn ich zu sehr klage, nähmen meine Eltern

mich aus dem Team. Gleichzeitig telefonierte sie – wie ich später erfuhr – hintenrum mit meinem Vater und schwärmte ihm vor, wie gut alles laufe und was für eine gute Sportlerin ich sei. Heute weiss ich: Nicht nur ich, auch meine Eltern wurden manipuliert.

Im Trainingslager wusste ich manchmal nicht mehr, ob es Tag oder Nacht ist, so lange behielt man uns in der Halle. Mit der Zeit verlor ich die Verbindung zu meinem Körper. Ich spürte ihn nicht mehr, spürte mich nicht. Ich wurde ein Roboter, der keinen Schmerz empfand. Wir durften nichts essen, nichts trinken. Als ich vor Erschöpfung zusammenklappte, zeigte Vesela (Vesela Dimitrova, bis 2013 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik) auf einen leeren Plastiksack: ‹Schau, Marine, das bist

du. Du bist nichts.› Ich glaubte ihr. Ich war da schon so kaputt, dass ich tatsächlich dachte: Ja, sie hat recht. Das bin ich. Ich bin ein Nichts. Dann riss sie den Sack in zwei Teile.»

— Marine Périchon

«Ich glaube, Fabien (Fabien Martin, seit 2017 Nationaltrainer im Frauenkunstturnen) hat sich fast vom ersten Tag an über mich genervt. Aber ich war fünfzehn, war fröhlich, machte Witze. Er sagte, ich sei schneller wieder daheim, als ich denken könnte.

Vor meinen ersten Weltmeisterschaften war ich unglaublich nervös. Blöderweise war das auch die Zeit, als sich mein Körper zu verändern begann. Buben bekommen Muskeln, aber für Mädchen ist es im Kunstturn-



Cinzia Mora, Rhythmische Gymnastik

Lisa Rusconi, Rhythmische Gymnastik



Fabienne Studer, Kunstturnen

Ariella Kaeslin, Kunstturnen





Marine Périchon, Rhythmische Gymnastik
Stephanie Kälin, Rhythmische Gymnastik



Lynn Genhart, Kunstturnen
Sarah Marchini, Rhythmische Gymnastik



nen ein Problem, wenn sie zur Frau werden. Im Wettkampf stürzte ich zweimal. Als wir uns tags darauf fürs Training in eine Reihe stellen mussten, sagte Fabien, ich sei eine Riesenenttäuschung, ich hätte ihn blamiert, ihn störe auch wahnsinnig, wie ich mich ernähre. Ich solle mir nur nichts einbilden, er könne jederzeit Felix (Felix Stingelin, seit 2008 Spitzensportchef im Turnverband, zurzeit suspendiert) anrufen. Das war in der grossen Halle, die Turnerinnen der anderen Nationen standen daneben und hörten alles. Später fragte er mich, was ich über den Zusammenschiss denke. Ich sagte, so mache Turnen keinen Spass. Er sagte, er hätte gewusst, dass ich so antworten würde, ich sei feige und faul und hätte nicht die Kraft, zu kämpfen.

Dass er mir von Anfang an mit Rausschmiss drohte, ist Teil der Angstkultur, die in Magglingen herrscht. Fabien nutzte seine Autorität und versuchte, Macht über mich auszuüben. Aber sollte man im Nationalteam nicht auf Augenhöhe mit dem Trainer reden können?

Kann sein, dass er es manchmal sogar gut meinte. Aber so kam es bei mir nicht an.»

— *Fabienne Studer*

«Am schlimmsten wars am Sonntagabend, wenn ich von daheim wieder nach Magglingen musste. Ich ging nicht gern. Und wollte doch gehen. Wir wussten: Wir machen das fürs Team, für unseren Traum, wir müssen trainieren. Und gleichzeitig hatte ich jeden Montagmorgen Angst: Hoffentlich stimmt das Gewicht.

Ein einziges Mal traute ich mich, mich zu wehren. Ich war so erschöpft, dass ich schrie: «Ich kann nicht mehr!» Die anderen Mädchen erzählten mir später, wie geschockt sie gewesen seien. Es muckt sonst ja nie eine auf. Aber ich konnte einfach nicht mehr, es musste raus. Und Vesela – schaute mich einfach an. Dann sagte sie: «So, und jetzt machst du weiter.»»

— *Stephanie Kälin*

«Mir ging es nicht gut dort oben, aber ich verstand nicht so richtig, warum. Ich war immer müde und wusste nicht, woher die Müdigkeit kam. Das Trai-

ning macht müde, dachte ich. Aber das war es nicht. Ich glaube heute, die Angst machte müde. Seelisch und körperlich litt ich immer mehr, und zugleich gewöhnte ich mich daran. Irgendwann stellte ich mir die Frage gar nicht mehr, warum es so schrecklich ist. Es war mir alles egal. Ich hatte das Gefühl, meine Welt ist schon kaputt.

Vesela schlug mich. Als ich weinte, stellte sie sich vor mir auf und sagte, ich solle gefälligst weitertrainieren. Sie und Heike waren immer zusammen. Wie Zwillinge. Die Horror-Zwillinge. Manchmal schlugen sie uns auf die Beine und Arme, kniffen uns so hart, dass ich blaue Flecken bekam. Heike konnte am anderen Ende der Turnhalle stehen, und doch merkten wir, dass sie über uns redete. Sie machte Sprüche, lachte über uns. Wir wehrten uns nie.»

— *Lisa Rusconi*

«Ich wurde fertig gemacht. Ich sei als Mensch unfähig, ich sei dumm. Man sagte mir, immer vor allen anderen: Was ich eigentlich das Gefühl hätte, wer ich sei, eine Topturnerin?!

Ja, das haben sie mir wirklich genommen: Ich habe nicht mehr das Gefühl, dass die Silbermedaille an der EM damals in Bern verdient war. Ich glaube heute, dass das einfach Glück war, weil alle um mich herum gestürzt sind.

Wir merkten immer, wann die Trainer ein Gespräch mit dem STV hatten. Denn danach kamen sie in die Halle – und: Vollgas. Wirklich. Eine oder zwei Wochen wars der Horror. Es wurde herumgeschrien, alle wurden fertig gemacht, es ging von 0 auf 100 mit den Wiederholungen. Für die einen war das körperlich ein Problem. Andere, wie ich, gingen psychisch kaputt. Turnerinnen, die nicht gut trainierten, wurden zusammengeschieden, bis sie ein Häufchen Elend waren und nur noch weinten. Jeden Tag hat jemand geweint bei uns, jeden Tag.

Du wurdest fertig gemacht und im nächsten Moment wieder verschätzt. Sie küssten und umarmten uns, nahmen uns die Gründe zu rebellieren. Ich war hin- und hergerissen, weil ich häufig nicht genau wusste, ob sie es gerade böse oder lieb meinten. Das war das Schlimme: Dass die Beleidigungen gar nicht nur schreiend geäussert wurden, sondern viel öfter leise,

im Ton ganz sanft. Sie kannten uns gut, sie wussten genau, wer wie viel trug. Das nutzten sie aus. Jedes Mal, wenn wir dachten, jetzt gehts dann nicht mehr, waren sie lieb, bis sie uns wieder hatten.»

— *Lynn Genhart*

«Ich war elf, als es anging, keine Freude mehr zu machen. Das war im RLZ, Iliana war meine Trainerin (Iliana Dineva, von 2016 bis 2020 Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik, davor Cheftrainerin im RLZ Uster). Sie konnte so wütend werden, dass sie uns anschrie, und dann wieder so distanziert und kalt sein, dass sie mich eine Woche lang nicht beachtete. Sie schaute einfach weg, wenn ich reinkam, sagte kein Wort zu mir. Ich war elf! Es machte mich fertig. Manchmal redete sie erst wieder mit mir, wenn ich am Wettkampf eine gute Leistung gezeigt hatte.

Als eine Kollegin einmal in die Halle kam, um von der Tribüne aus beim Training zuzusehen, gab es ein Riesentheater. «Das macht man nicht!», sagte Iliana. «Man schaut nicht beim Training zu!»

Meine Eltern wollten etwas sagen. Ich bat sie zu schweigen. Es ist so verkehrt: Ich bat meine Eltern, sich nicht für mich einzusetzen, weil Iliana mich sonst bestraft hätte.»

— *Cinzia Mora*

«Die Ärzte wussten Bescheid, aber ich sagte immer: «Sagt es nicht dem Trainer, sonst krieg ich wieder auf den Deckel.» Wenn es rauskam, dass ich geklagt hatte, wurde ich beschimpft. Musste mehr im Training machen. Ich wurde wirklich gequält. Bis ich so erschöpft war, dass ich jeglichen Selbstwert verloren hatte. Und dann hat mich alles erreicht, jeder Kommentar, jeder Blick traf mich tief.»

— *Ariella Kaeslin*

«Iliana hatte diesen herablassenden, vielsagenden Blick: Sie musterte uns von oben bis unten, begutachtete unsere Körper. Ich fühlte mich wertlos.»

— *Lisa Rusconi*

«Mit vierzehn kam ich ins Juniorinnenkader, wir trainierten ein Jahr für die EM. Ich hatte Hüftprobleme, die

unter dieser extremen Belastung schlimmer wurden. Aber Iliana wollte nichts davon wissen, sie sagte, die Probleme seien in meinem Kopf. Ich solle zu einem Psychologen, nicht zu einem Arzt. Ich fing an, an mir selbst zu zweifeln, dachte, dass sie vielleicht recht hat. Im Training sagte ich mir: Denk nicht immer an die Schmerzen, es stimmt ja sowieso nicht!

Dabei war meine Hüfte in so einem schlimmen Zustand, dass die Ärzte sagten, so etwas hätten sie bei jemandem in meinem Alter noch nie gesehen. Eigentlich hätte ich nicht weiterturnen dürfen, aber dann hätte ich das ganze EM-Projekt hängen lassen.

Damit ich überhaupt trainieren konnte, nahm ich Schmerztabletten. Pro Tag zwei oder drei. Ein halbes Jahr lang. Meiner Ärztin erzählte ich nichts, und Iliana interessierte sich nicht dafür.

Nach der EM sagte mir die Ärztin, dass sie nicht länger verantworten könne, wenn ich weiterhin so trainiere. Ich erzählte Iliana davon und dass ich auf den letzten Wettkampf der Saison verzichten müsse, weil ich keine Schmerzmittel mehr nehmen könne. Sie sagte nur, sie nehme es zur Kenntnis. Sie war richtig wütend und sprach eine ganze Woche kein Wort mit mir.

Bis heute habe ich Hüftprobleme. Nicht mehr so schlimm wie nach dem Rücktritt, als ich kaum gehen konnte, aber immer noch so, dass ich nicht lange sitzen kann. Ich bin zwanzig Jahre alt und habe daheim ein Stehpult.»

— *Cinzia Mora*

«Als ich noch ganz neu war, fragte ich eine ältere Athletin einmal, ob sie sich auch vor jedem Training fürchte. Sie sagte, das sei normal. Also dachte ich das auch.»

— *Lisa Rusconi*

Wenn man die Magglingen-Protokolle Psychologinnen und Psychologen vorlegt, ist für sie eine nahe liegende Assoziation: Schwarze Pädagogik. Der Begriff, der Ende der 1970er-Jahre von der deutschen Soziologin Katharina Rutschky und später von der Schweizer Psychoanalytikerin Alice Miller geprägt wurde, umschreibt eine bürgerliche Erziehungspraxis des 19. Jahrhunderts, bei der es darum ging, «den Willen des Kindes zu brechen, es mit

Hilfe der offenen oder verborgenen Machtausübung, Manipulation und Erpressung zum gehorsamen Untertan zu machen», wie es Alice Miller formulierte.

Im Zentrum stand eine Abhärtung, die im Sinne des Kindes geschehe und es auf das Leben vorbereiten solle. Mit Blick auf die Vorgänge in den Kindersportarten Rhythmische Gymnastik und Frauenkunstturnen sind drei Aspekte besonders wichtig:

Erstens die Überzeugung, dass die Unterwerfung erfolgreicher ist, je früher sie beginnt und je konsequenter sie durchgeführt wird. Je jünger das Kind, desto geringer sein Widerstand.

Zweitens der Wunsch des Kindes, anerkannt zu werden von denjenigen, von denen die Unterdrückung ausgeht. Ariella Kaeslin: «Du willst, dass der Trainer aufhört, aber der noch grössere Wunsch ist, dass er dich mag, ein Lob ausspricht.» Marine Périchon: «Jeden Tag hörte ich, ich sei debil, behindert, eine Null. Ich sehnte mich so sehr danach, einmal gelobt zu werden.»

Viele Kinder identifizieren sich mit der Autorität, weil sie Angst vor ihr haben. Der Psychoanalytiker Arno Gruen nannte es eines der Grundprobleme des heutigen Menschseins: Dass wir in Gesellschaften aufwachsen, in denen Gehorsam so wichtig ist. Denn dann lernen wir früh, dass man sich besser mit denjenigen gut stellt, die die Macht haben. Die Folgen sind be-

Ein Grundproblem des heutigen Menschseins: Dass wir in Gesellschaften aufwachsen, in denen Gehorsam wichtig ist.

kannt: Menschen kollaborieren mit denen, die ihnen schaden, in der Hoffnung, verschont zu werden. Und vor allem internalisieren sie das Erlebte und geben das weiter, was ihnen angetan wurde. Zahlreiche Studien belegen, dass Gewalttäter als Kind häufig selber Gewalt erlebten, Sexualstraftäterinnen häufig selber Opfer von sexuellen Übergriffen waren. Und die Trainerinnen und Trainer in der Rhythmischen Gymnastik und im Kunstturnen? Sie waren früher oft selber Kindersportlerinnen und Kindersportler.

Drittens schliesslich der sogenannte «Normalisierungseffekt» – die Kinder gewöhnen sich an die Gewalt, weil sie nichts anderes kennen.

Die Opferhilfeberaterin Agota Lavoyer von der Stiftung gegen Gewalt an Frauen und Kindern erklärt den Begriff folgendermassen: «Wenn wir grenzverletzende Erfahrungen machen, sind wir im ersten Moment schockiert. Aber wenn wir sie immer wieder erleben, gewöhnen wir uns daran. Das heisst nicht, dass wir nicht leiden, es heisst bloss, dass wir das Leid als normal erleben. Das ist der Normalisierungseffekt. Und weil wir nichts anderes mehr kennen, weil wir keinen Realitätsabgleich haben, denken wir, dass es wohl so sein muss.»

In unseren Gesprächen mit den Athletinnen wurde deutlich, dass sie in Magglingen schnell lernten: Die Trainer dürfen über mich und meinen Körper bestimmen. Und dass sie das krasse Abhängigkeitsverhältnis akzeptierten, weil sie ihren Traum – auch vertraglich – an Magglingen geknüpft hatten. Während unserer Recherche hörten wir von verschiedenen Seiten häufig, in Magglingen werde nun mal so trainiert. Oder: RG und Frauenkunstturnen seien halt so. Der Normalisierungseffekt stellte sich also nicht nur bei den Athletinnen ein, sondern auch bei den Trainern, die glauben, nur dieser Weg führe zu Medaillen; beim Publikum, das denkt, dass Qualität von Qual kommt; bei Funktionärinnen, die meinen, das sei schon immer so gemacht worden, also könne es nicht falsch sein. Wir alle haben letztlich das Gefühl, zu diesen Sportarten gehöre Gewalt einfach dazu. Wir den-

Klar, das sieht toll aus. Aber zu welchem Preis?
Nadia Comăneci, der Turnstar der 1970er-Jahre, am Schwebebalken.



ken: Das weiss man ja, dass Turnerinnen gequält werden, die nehmen das halt in Kauf, also müssen wir auch nichts dagegen unternehmen.

Felix Stingelin, der zurzeit suspendierte Spitzensportchef des STV, hat gemäss mehreren Quellen wiederholt gesagt: «Die Rhythmische Gymnastik

kannst du sowieso nicht ändern.» Das legt dreierlei nahe: Dass Stingelin tatsächlich wusste, wie schlimm die Situation ist. Dass er nicht vorhatte, etwas zu ändern. Und dass er trotz aller Missstände gewillt war, weiterhin Mädchen in Magglingen aufzunehmen.

Stingelin steht der Spitzensportab-

teilung eines Verbands mit 370'000 Mitgliedern vor. 76'000 davon sind Mädchen, von denen nicht wenige davon träumen, als Kunstturnerin oder Gymnastin nach Magglingen zu gehen.

Der STV und Stingelin nehmen dazu keine Stellung.

IV

«Neun von zehn Kunstturnerinnen, die ich kenne, haben Essstörungen.»

Ab dem ersten Tag ist das Gewicht das bestimmende Thema bei den Athletinnen

«Fabien hatte verschiedene Strategien, uns fertig zu machen. Eine war, dass er sich mit Eric (Eric Demay, bis 2007 Nationaltrainer im Frauenkunstturnen) verglich und sagte: *«Der war schlimm, seid froh, seid ihr bei mir.»* Oder er hat uns runtergemacht wegen dem Essen, dem Gewicht. Aber dann erzählt, die Engländerinnen – *die* täten ihm leid, denn die dürften gar nichts essen, ihr dürft alles essen. Trotzdem mussten wir monatlich auf die Waage. Sie sagten: *«Wir schauen dort nicht drauf.»* Aber wenn ich, wie gefordert, drei Kilo leichter war, wurde ich dafür gelobt.

Eine Waage gehört nicht in die Turnhalle. Mehr Gewicht kann auch mehr Power bedeuten. Sie sagten, wir seien müde, weil wir zu dick seien. Dabei waren wir müde wegen der psychischen Belastung. Wir waren kraftlos, willenlos. Noch heute denke ich, wenn ich müde bin: Das ist wohl wegen dem Gewicht.»

— Lynn Genhart

«Ich war dünn damals. Aber Fabien sagte, ich würde zu viel Süsses trinken. Sah er mich mit einer Cola, rief er meine Mutter an. Bald sagte er es jeden Tag: Ich sei zu dick, er habe Angst, dass ich noch vom Stufenbarren falle, so schwer sei ich. Er hätte sagen können: Schau, du wirst eine Frau, wir müssen ein wenig auf dein Gewicht achten.

Heute weiss ich, dass ich kein Gewichtsproblem hatte, aber mit den Folgen der jahrelangen Manipulation kämpfte ich immer noch. Warf ich damals einen Blick in den Spiegel, dachte ich: Nie im Leben betrete ich wieder diese Halle. Alle werden mich anstarren: Da kommt der Wal!»

— Fabienne Studer

«Schaue ich Fotos von damals an, kann ich kaum glauben, dass Heike mir schon bei der ersten Sitzung sagte, ich müsse abnehmen. Ich war ein Stecken. Es ging immer ums Gewicht, vor wichtigen Wettkämpfen stellte sie uns täglich auf die Waage. Wir durften gleich schwer oder leichter als am Tag zuvor sein, aber wehe, wir waren 200 Gramm schwerer. Sie hatte ein grosses Heft, in dem sie alles notierte. Jedes Jahr ein neues.

Mit der Zeit lernten wir, was gut fürs Gewicht ist und was nicht. Ich ass jeden Tag genau dasselbe. Zum Zmorgen nahm ich ein halbes Brötli und eine kalte Schoggi. Zum Zmittag Salat oder Schöggeli. Und zum Znacht ein halbes Joghurt. Auch trank ich extrem wenig. Sogar im Hochsommer trug ich zwei Pullis, um Gewicht rauszuschwitzen.

Als meinen Gasteltern auffiel, wie wenig ich ass, riefen sie meine Eltern an. Das war lieb gemeint, aber ich hatte sofort Angst, man nimmt mich jetzt aus dem Team. Ich fing an, Brösmeli in den Teller zu legen, damit es so aussah, als hätte ich ein Brot gegessen.

An den Wochenenden daheim ass ich normal. Ich wollte zeigen, dass alles okay ist. Aber jeden Sonntagabend dachte ich: Scheisse, morgen muss ich in Magglingen wieder auf die Waage. Meine Eltern hätten mich aus dem Team genommen, wenn sie gewusst hätten, wie es mir geht. Dann wäre mein Traum von den Olympischen Spielen zu Ende gewesen.

Im *«End der Welt»* hatte es eine dieser alten Doktorwaagen. Ich stand drauf, sie fingerten an den Gewichten herum, und ich dachte: Bitte, bitte nicht noch 100 Gramm mehr! Ich weiss noch, wie wir sogar Nadeln und Gummis aus den Haaren nahmen, um noch etwas leichter zu sein. Ich atmete nicht mal, wenn ich auf der Waage stand. Bis heute bin ich nie mehr auf eine gestanden, und wenn ich beim Arzt doch mal muss, schaue ich nicht hin.»

— Stephanie Kälin

«Viele hatten Probleme mit dem Essen. Minus fünf Kilo in einer Woche – solche Sachen waren normal. Meine Ernährung? Morgens ganz wenig Cornflakes, dazu Tee. Mittags ein Energieriegel. Es kam vor, dass ich im Training ohnmächtig wurde. Ich fiel einfach zusammen, kippte um. Wir durften ja auch selten etwas trinken während des Trainings. Abends kam ich mit ganz weissen, ausgetrockneten Lippen heim zur Gastfamilie. Die Gastmutter fragte: *«Warum hast du so weisse Lippen?»* Ich:

«Wir dürfen nichts trinken.» Darauf hat sie nichts mehr gesagt.

Ich kann bis heute nicht essen, wenn jemand zusieht.»

— Lisa Rusconi

Zu den ohnehin unrealistischen Körperidealen kommt hinzu: Bei Kindersportarten wie Kunstturnen und Rhythmischer Gymnastik wird die Pubertät als störendes Ereignis wahrgenommen, weil Brüste, Gesäss und Hüften im Widerspruch stehen zum vorherrschenden Schönheitsideal dieser Sportarten.

Bei fast jeder anderen Sportart ist es so: Erst nach der Pubertät verbessert sich mit dem Muskelwachstum die Leistung. Die meisten Athletinnen erreichen im Erwachsenenalter ihren Peak, wenn sie *noch* topfit sind, aber

schon erfahren. Im Frauenturnen hingegen ist es ein Wettlauf gegen die Zeit: Du musst die Beste werden, bevor du vom Mädchen zur Frau wirst. Die Pubertät ist hier nicht die Verheissung eines Leistungssprungs, sondern eine Ankündigung des baldigen Endes. Von den Athletinnen wird deshalb implizit erwartet, dass sie die körperlichen Veränderungen in der Pubertät verbergen, kontrollieren, selber lösen.

Eine Art, den eigenen Körper zu kontrollieren, kennen viele Frauen: hungern. Die Athletinnen entledigen sich ihres Körpers, namentlich des als weiblich definierten, indem sie spezifisch weibliche Körpermerkmale im Wortsinn verhungern lassen. Ariella Kaeslin beschrieb die Anforderung mit den Worten: «Frau sein, Mädchen

bleiben.» Sie sagte uns: «Neun von zehn Kunstturnerinnen, die ich kenne, haben Essstörungen, oft weit über das Karriereende hinaus.»

Auffallend viele im Spitzensportumfeld zuckten nur mit den Schultern, als wir sie auf das Thema ansprachen. Essstörungen gehörten halt dazu. Die körperlichen und seelischen Probleme, das seien die Nebenwirkungen, die man auf sich nehme, wenn man den grossen Traum von Olympia habe.

Es ist wichtig, an dieser Stelle festzuhalten, dass es nicht schlimm ist, einen solchen Traum zu haben. Es ist nicht verwerflich, das Beste aus sich herauszuholen zu wollen. Verwerflich ist, dass man den Athletinnen erzählte, dass sie dieses Ziel nur zu diesem Preis, auf diesem einen, unmenschlichen Weg erreichen können.

V

«Ich schaffte es einfach nicht, rücksichtslos mit den Athletinnen umzugehen. Aber genau das war gefordert.»

*Je jünger, je schmaler, je schlanker, je kleiner, je zierlicher, je schwächer, desto besser:
Der Wandel des Turnens vom Frauen- zum Kindersport*

Wenn man die grundlegenden Probleme im Frauenturnen verstehen will, muss man sich mit der Arbeit von Natalie Barker-Ruchti befassen. Die Berner Oberländerin, einst selbst eine gute Kunstturnerin, ist Wissenschaftlerin an der Universität Örebro in Schweden und befasst sich seit zwanzig Jahren mit zwei Fragen: Warum gibt es so viel Autoritätsmissbrauch im Frauenturnen? Und wie kann man ihn stoppen?

Ursprünglich wollte Barker-Ruchti Trainerin werden, doch während des Sportstudiums begann sie, die eigene Arbeit zu hinterfragen. «Ich hatte das Gefühl, als Trainerin nicht geeignet zu sein, weil ich nicht hart genug war», erzählt sie uns per Skype aus ihrem Büro in Schweden. «Ich schaffte es einfach nicht, rücksichtslos mit den Athletinnen umzugehen. Aber genau das war gefordert.»

Sie schaute den Turnerinnen im Training zu, und plötzlich verstand sie.

«Plötzlich sah ich, was da geschieht, wie die Mädchen systematisch gebrochen werden.»

Das war der Moment, als sich Natalie Barker-Ruchti entschloss, sich mit gleich gesinnten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der ganzen Welt zusammenzutun. Die Forschungsgruppe will das Frauenturnen nicht einfach dokumentieren. Sie will es fundamental verändern.

Lange Zeit hat sich kaum jemand für ihre Arbeit interessiert, der Weltturnverband ignorierte reihenweise Mails und Gesprächsanfragen. Bis diesen Sommer der Netflix-Film «Athlete A» über den Missbrauchsskandal um den US-amerikanischen Teamarzt Larry Nassar auch das Komplettversagen des US-amerikanischen Turnverbands thematisierte. Seither erzählen Hunderte von ehemaligen und aktiven Turnerinnen unter dem Hashtag #GymnastAlliance ihre Erlebnisse.

Natalie Barker-Ruchti glaubt an ein weltweites #MeToo im Turnsport.

Eine weitere wichtige akademische Stimme in dieser Gruppe ist die Neuseeländerin Georgia Cervin. Auch sie war eine erfolgreiche Kunstturnerin. Auch sie begann nach dem Ende ihrer Karriere die Härte, Unmenschlichkeit und Frauenfeindlichkeit ihrer so heiss geliebten Sportart zu hinterfragen. In ihrem Buch «Degrees of Difficulty: How Women's Gymnastics Rose to Prominence and Fell from Grace», das im nächsten Jahr erscheinen wird, erzählt sie die haarsträubende Geschichte des Frauenturnens.

Wer kurz die Augen schliesst und an das Wort Kunstturnerin denkt, sieht, je nach Generation, vielleicht Nadia Comăneci oder Swetlana Chorkina durch die Luft wirbeln. Auf jeden Fall sehen wir magere, vorpubertäre

Körper, die atemberaubende akrobatische Kunststücke vollführen.

Das war nicht immer so.

Bei seiner Olympiapremiere 1952 war das Frauenkunstturnen eine komplett andere Sportart (die Rhythmische Gymnastik wurde erst 1984 olympisch). Die Athletinnen waren Frauen in den Zwanzigern mit weiblichen Rundungen und Hochsteckfrisuren. Ihre langsamen, anmutigen Übungen erinnerten eher an Ballett als an Zirkus.

Der Wandel von erwachsenen Frauen zu essgestörten Kindersportlerinnen hat mit dem Kalten Krieg, männlichen Trainern und einer Neudefinition von Perfektion zu tun.

Beginnen wir mit dem Kalten Krieg. Ab den 1960er-Jahren wurden die Olympischen Spiele zur Projektionsfläche der Systemkonkurrenz zwischen Ost und West, Medaillenspiegel dienten als Nachweis der Überlegenheit des jeweiligen politischen Blocks. Die Massnahmen reichten von akribischer Nachwuchsförderung über neuartige Trainingstechniken bis zu staatlich organisiertem Doping. «Im Kunstturnen war der Osten dem Westen weit voraus», sagt Barker-Ruchti. «Und man gab alles, um den Vorsprung auszubauen.»

Der Ort, an dem man am meisten Potential sah, war der weibliche Körper.

1968 trat mit der sechzehn Jahre alten Ljudmila Turischtschewa aus Sowjetrussland erstmals eine Minderjährige bei Olympia an. Das Haar hatte sie wie ein kleines Mädchen zu Zöpfen geflochten, zugleich zeigte sie eine neue Art des Turnens, die sich durch mehr Komplexität und höhere Sprünge auszeichnete.

Turischtschewa trainierte bei dem berühmten Wladislaw Rastorozky, dessen Vision für ein neues Kunstturnen von den akrobatischen Elementen der russischen Zirkustradition stammte. «Es fand zugleich eine Vermännlichung und eine Infantilisierung des Frauenkunstturnens statt», sagt Barker-Ruchti. «Die Übungen wurden anspruchsvoller, akrobatischer, erforderten mehr Muskelkraft, und die Turnerinnen wurden jünger, kleiner, unreifer.»

Mit dem neuen Turnen kamen neue Trainer. Männliche Trainer. Sie

waren gross und stark genug, um bei den waghalsigen Sprüngen Hilfestellung zu leisten. Sie kannten den akrobatischen Ansatz aus dem Männerturnen. Jetzt merkten sie, dass junge Frauen leidensfähiger und formbarer sind als ausgewachsene Männer.

Zwei Sternstunden des Kunstturnens stehen exemplarisch für diese Entwicklung. Die erste ereignete sich 1972 in München. Die Sowjetrussin Olga Korbut, siebzehn Jahre alt, 1,50 Meter gross, 38 Kilogramm schwer, verblüffte das Publikum, indem sie ihr akrobatisches Spektakel mit einer solch mühelosen Leichtigkeit aufführte, dass man das Gefühl bekam, einem Kind beim Spielen zuzusehen. «Ihre lächelnden, flirtenden Darbietungen begeisterten das Publikum», schreibt Cervin in einem Aufsatz zum Thema. «Sie schien Spass zu haben. Tatsächlich war es ein bewusster Entscheid: Korbut und ihr Trainer hatten beschlossen, dass sie immer lächeln soll, um die Schwierigkeiten ihrer Darbietung zu kaschieren.»

Die Botschaft war: Lächle, auch wenn es schmerzt.

Der zweite entscheidende Moment trug sich vier Jahre später zu, 1976 in Montreal. Ein vierzehn Jahre altes Mädchen aus Rumänien turnte eine perfekte 10 – die Höchstnote, die noch nie zuvor an einem internationalen Grossanlass vergeben worden war. Das war Nadia Comăneci. Bis heute werden ausufernde Debatten geführt, ob die 10 berechtigt war. Aber das ist egal. Tatsache ist: Ab diesem Moment *glaubten* alle im Frauenkunstturnen, Perfektion sei möglich. Und strebten danach.

Die Botschaft war: Perfektion ersetzt Anmut.

Diese zwei Sternstunden haben das Drama des Frauenkunstturnens ausgelöst. Ab da galt das Dogma: Je jünger, je schmaler, je schlanker, je kleiner, je zierlicher, je schwächer, kurz: je mehr Mädchen und weniger Frau, desto besser.

Das zeigt sich deutlich an der Altersverteilung der Weltspitze: An der WM 2018 war deutlich über die Hälfte aller Teilnehmerinnen achtzehn Jahre alt oder jünger. Nur ein Viertel war älter als zwanzig.

Dasselbe lässt sich am sogenannten relativen Alterseffekt nachweisen.

So bezeichnet man das Phänomen, dass Kinder, die im Januar zur Welt kommen, besser im Sport sind und es häufiger in Auswahlteams schaffen. Die Erklärung: Diese Kinder sind nicht begabter als die später im Jahr Geborenen, sie sind einfach etwas grösser und reifer – und werden dadurch stärker gefördert. Der «relative Alterseffekt» lässt sich in so gut wie jeder Sportart belegen. Nur im Kunstturnen nicht. Da ist der Effekt genau andersrum: Die besten Turnerinnen sind Ende des Jahres geboren. Weil jung und klein hier stark und gross schlägt. —>

«Ich musste den Spagat machen in Richtung der Trainer, der Kampfrichterinnen, des Publikums – ich fühlte mich blossgestellt.»

Die Bedeutung der Sexualisierung und Selbstkontrolle im Frauenturnen

«Am Anfang trug ich eine kurze schwarze Hose über dem Turnkleid, damit die Intimzone bedeckt war. Doch dann verbot Eric uns das, und wir mussten auch im Training immer nur das Dress tragen. Am schlimmsten war es im Wettkampf. Wenn etwas verrutschte, sahen alle...alles. Je nach Farbe des Dresses war es besonders unangenehm, wenn ich meine Tage hatte. Ich dachte auch immer, alle sehen, wie fett mein Po ist. Ich musste den Spagat machen in Richtung der Trainer, der Kampfrichterinnen, des Publikums – ich fühlte mich blossgestellt.»

— Ariella Kaeslin

Die vorgeschriebene Kleidung ist ein hautenges Stück Stoff, mit einem V-Schnitt, der den Blick der betrachtenden Person auf die Scham lenkt, Bein und Hintern betont. Die Erklärung, warum die Turnerin ein solches Kleid tragen muss, ist absurd: Es würde Trainern und Kampfrichterinnen ermöglichen, die Korrektheit der durchgeführten Übung zu überprüfen. Absurd auch darum, weil es im Männerturnen erlaubt ist, lange, lose Hosen zu tragen.

«Man muss das im Kontext einer Sexualisierung der immer kindlicher werdenden Turnerinnen verstehen», sagt Natalie Barker-Ruchti, die Berner Forscherin von der Uni Örebro. In einer Studie hat sie Sportfotografien des Ringier-Verlags und der Agentur Keystone aus den 1970er-Jahren untersucht: Die Intimbereiche befanden sich zu 99 Prozent im Zentrum des Fotos. Meistens wurden von den Zeitungen Bilder ausgesucht, auf denen die Beine gespreizt waren oder der Rücken durchgedrückt und die Brustpartie rausgestreckt.

Barker-Ruchti: «Das ist doppelt verstörend, weil die Turnerinnen gar keine weiblichen Körper hatten, oft diese kindlichen Zöpfe trugen und die

Turnkleider in einem unschuldigen Weiss gehalten waren. Dazu war oft ein auffällig grosser, autoritär-väterlicher Mann zu sehen – der Trainer.» Ein sexualisiertes Kind und ein Mann, der die Kontrolle hat.

«Wir waren wie Zombies, sprachen kaum miteinander. Wenn die Traineeinnen eine Kollegin zusammenschissen und wir sie in den Arm nehmen wollten, wurden wir angeschrien. Wir lernten, uns abzugrenzen, eine Maske drüber zu legen. Ich weiss bis heute nicht richtig, wie das geht, Gefühle zeigen. Ich kann nicht wirklich jemanden trösten. Aber ich kann mega schnell von Weinen auf Lachen umstellen.»

— Stephanie Kälin

Die Schilderungen der Athletinnen erinnern daran, dass die Turnsportarten in ihrer heutigen Form von einem totalitären System geprägt wurden, in dem galt: Du bist nichts, dein Körper dient einem höheren Zweck. Dieser höhere Zweck war im Kalten Krieg die Dominanz über den Westen. Heute ist es der Traum von einer Medaille.

Wahrscheinlich ist es so, dass Rhythmische Gymnastik und Kunstturnen noch mehr Disziplin verlangen als andere Sportarten. Beim Fussball, Gewichtheben oder Marathonlauf ist es üblich, das Leid, die Anstrengung und den Schmerz zu zeigen, ja zu inszenieren. Es ist unerlässlicher Bestandteil dieser Sportarten, dass man seine Erschöpfung, Wut, auch seine Schwäche nach aussen trägt. Bei den Turnsportarten müssen der Schmerz und das Leid mit einem Lächeln überdeckt werden.

Wenn man im Turnen schon als Kind lernt, jedes Anzeichen von Anstrengung oder Schmerz zu unterdrücken, dann verstummt man wohl auch bei anderen Misshandlungen, die man

erfährt. Wenn es bei diesen Sportarten vom ersten Tag an dazugehört, keine Gefühle zu zeigen, dann lernt man auch, den eigenen Instinkt und die eigenen Widerstände zu unterdrücken.

Angestrebt wird die Kontrolle über Körper und Geist. Das ist vergleichbar mit dem unbedingten soldatischen Gehorsam und Leidenswillen. Und so überrascht es nicht, dass es eine enge Verbindung zwischen Militarismus und dem Turnsport gibt. —>

Turnen in seiner heutigen Form wurde von einem totalitären System geprägt: Du bist nichts, dein Körper dient einem höheren Zweck.

«Starke Jugend, freies Volk»

Die militärische Geschichte des Kunstturnens und der Rhythmischen Gymnastik

«Wenn wir zusammengeschnitten wurden, mussten wir immer in einer Reihe stehen. Unbeweglich, durchgestreckter Rücken.»

— Ariella Kaeslin

Auch wenn die Verbindung heute nicht mehr so eng ist, findet man militärische Umgangsformen noch immer überall im Turnen. Das Strammstehen im Training, der zackige Einmarsch in die Wettkampfhalle, der römische Gruss, der von den Athletinnen zu Beginn der Übung gezeigt wird, das rasche Aufrichten nach einer Landung: All das gibt es in keiner anderen Sportart.

Woher kommt das?

Das moderne Turnen, wie man es in der Schweiz kennt, stammt aus Deutschland. Friedrich Ludwig Jahn – Übername: «Turnvater» – entwickelte es um 1810 als «patriotische Erziehung zur Vorbereitung auf den Befreiungskrieg» gegen Napoleon. Jahns Turnen war kein Leistungssport, es ging ihm um die geistige Formung der Nation. Kollektive Ausführungen von Turnübungen, argumentierte er, würden das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl festigen.

Turnen wurde von Männern für Männer entwickelt und diente der Zurschaustellung männlicher Leistungsfähigkeit, Wehrhaftigkeit, Überlegenheit. Frauen waren lange ausgeschlossen, das Mädchenturnen bekam erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Motto «Starke werden nur von Starken geboren» eine – ebenfalls nationalistisch-militärisch geprägte – Bedeutung.

In der Schweiz wurde die männliche Jugend ab 1874 mit obligatorischen Turnübungen auf den Militärdienst vorbereitet. Im Zweiten Weltkrieg erreichte die Militarisierung des Sports ihren Höhepunkt, als der Bundesrat die Gründung einer Turn- und Sport- schule beschloss, um Leiter für den militärischen Vorunterricht auszubilden. Die Ortswahl fiel auf Magglingen, das kleine Dorf oberhalb des Bielersees. «Starke Jugend, freies Volk» hiess die erste Zeitschrift der Schule.

Der Historiker Walter Mengisen, bis 2018 Rektor der dortigen Hochschule, sagt uns: «Lange gab es erheblichen Widerstand gegen eine zentrale Turnanstalt. Die Kantone fürchteten einen Machtverlust, die Universitäten eine weitere Militarisierung des

Sports. Dass Magglingen schliesslich doch gebaut wurde, hängt auch mit der Kriegssituation zusammen.»

Und weiter: «Beide instrumentalisieren sich, das Militär und das Turnen, aber beide profitierten auch voneinander. Im Turnen wurden die Knaben wehrhaft. Und umgekehrt diente das Argument der Wehrhaftigkeit dazu, die bäuerliche Bevölkerung des 19. Jahrhunderts von der Notwendigkeit einer turnerischen Ausbildung zu überzeugen.»

Auch die Rhythmische Gymnastik hat ihre Ursprünge im militarisierten Deutschland: Vor dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich die sogenannte «Deutsche Gymnastik». Diese sollte gemäss dem nationalistischen Pädagogen Rudolf Bode «eine deutsche Lehre der Körpererziehung» sein, die «den wesentlichen Seiten des Deutschen entspricht, seinem seelischen Rhythmus und der wirkenden Kraft in ihm». In seiner heutigen Form jedoch entstand die Rhythmische Gymnastik in der Sowjetunion, wo es, ganz ähnlich dem Kunstturnen, als Vorzeigesport des Systems galt.

«In Magglingen fühlte ich mich immer beobachtet. Ich war nie frei, nie.»

Überwachen und Strafen

«Du bist nur auf dich konzentriert. Weil du überleben musst. Wenn du weinst, müssen alle eine Strafübung

30

machen. Dann sind alle wütend auf dich. Statt Mitleid mit dir zu haben oder dich zu trösten, sind sie gegen dich. Genau das wollten die Trainerinnen. Niemand hatte eine Freundin,

mit der sich über solche Sachen reden liess. Jede war allein.

Ich werde oft gefragt: Warum bist du nicht einfach weggegangen? Und das stimmt! Hätten wir Magglingen

abends mal für ein paar Stunden verlassen können? Eigentlich schon. Wir waren nicht eingeschlossen. Aber wir haben es uns selbst verboten, weil wir so viel Angst hatten. Mein Vater sagt: «Stell dich nicht so an, du warst ja nicht im Krieg!» Und ich denke: Ja, er hat recht. Es gibt ja Mädchen, die auch jetzt sagen, dass es nicht so schlimm war. Und dann frage ich mich: Wieso wurde ich depressiv? Warum wollte ich mich umbringen – und sie sich nicht? Meine Eltern haben auch nie akzeptiert, dass ich zu einer Psychologin gehe. Mit der Zeit habe ich es nur noch heimlich gemacht.»

— Lisa Rusconi

«Ich gab mir die Schuld dafür, wie schlecht es mir ging. Ich dachte: Vielleicht bin ich zu weich, zu empfindlich, denn alle werden ja gleich schlecht behandelt. Erst später fand ich heraus, dass das überhaupt nicht so war. Manche Mädchen waren die Spione der Trainerinnen und wurden besser behandelt.»

— Sarah Marchini

«Der einzige Ort, an dem ich mich sicher fühlte, war zu Hause in Genf. In Magglingen kam es mir vor, als wäre Heike überall, als würde sie mich überall beobachten, auch auf dem WC oder im Bett.»

— Marine Périchon

«Heike hatte so eine Art, uns zu zeigen, dass sie genau wusste, wie lange wir am Abend wach gewesen waren. Bis wir dachten: Die checkt unseren Status auf Whatsapp! Ich hatte das Telefon dann meistens auf Flugmodus, weil ich sonst das Gefühl hatte, sie sei ständig bei mir. Ich hatte damals einen Freund, manchmal verbot sie mir, ihn zu sehen. Wir mussten alle gleich sein. Fingernägel, Kleidung, Frisur – das war alles vorgegeben. Als ich Magglingen verliess, hatte ich keine Ahnung, wer ich bin.»

— Stephanie Kälin

«In Magglingen fühlte ich mich immer beobachtet. Ich war nie frei, nie. Obwohl ich jederzeit rausgehen konnte.

Ich habe mir selbst ein Gefängnis gemacht. Ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, und habe mich dabei selbst beobachtet. Ich war paranoid. Es war schrecklich.»

— Ariella Kaeslin

Wenn die Athletinnen ein Gefühl der totalen Überwachung und konstanten Angst beschreiben, ist die Feststellung wichtig, dass sie in Magglingen nicht tatsächlich überwacht werden. Das tägliche Wiegen in der Rhythmischen Gymnastik wurde ab 2014 verboten. Niemand hört die Handys der Athletinnen ab. Die Zimmer sind nicht kameraüberwacht. Magglingen ist kein Gefängnis, die Trainerinnen sind keine Aufseherinnen.

Es läuft subtiler: Die Angst der Athletinnen vor ihren Trainerinnen und Trainern ist so gross, dass sie sich selber überwachen. Oder wie Ariella Kaeslin sagte: «Ich hatte immer das Gefühl, beobachtet zu werden, ich sah mich irgendwann nur noch aus der Vogelperspektive und wagte nicht, etwas Falsches zu tun.»

IX

«Magglingen verändert dich. Ich hatte keine Gefühle mehr. Ich habe vom Kopf an abwärts nichts mehr gespürt.»

Vom Durchhalten bis zum Zusammenbruch

«Es begann mit schleichenden Symptomen, nichts, das man sofort bemerkt: Milchige Scheibe vor dem Kopf, in Watte gepackt, nicht mehr merken, was um einen herum passiert. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss die Lösung finden, die Ärzte müssen bloss das richtige Medikament entdecken, dann geht es wieder, ich habe so gesucht nach etwas, das mir hilft. Dann kamen kognitive Störungen: Ich konnte keine Texte mehr lesen oder komplizierten Diskussionen folgen, ich habe mich immer so dumm gefühlt.

Dann verschwanden Erinnerungen. Später verstand ich, dass Erinnerungen mit Emotionen verknüpft sind.

Wenn man nichts fühlt, kann man sich auch an nichts erinnern.

Als Turnerin denkst du: Wenn ich mir das Leben nehme, dann ist nicht nur alles endlich vorbei, du denkst auch: So kann ich dem Trainer eins auswischen.»

— Ariella Kaeslin

«Eines Abends sass ich in meinem Zimmer in Magglingen und überlegte: Aufhören oder nicht? Ich weinte, sass nur noch da. Mitten in der Nacht holte mich mein Papi. Wir gingen zum Notarzt. Die Diagnose: Akute Depression. Ich hatte Suizidgedanken. Eine Weile mussten mich meine Eltern überallhin

begleiten, weil sie Angst hatten, dass ich sonst nicht mehr heimkomme.

Wie soll ich es beschreiben? Es war eine wahnsinnige Flut von Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit, Sinnlosigkeit. Ich kannte mich nicht mehr, ich dachte, ich sei nichts wert ohne das Turnen. Und dann kam das dunkelste Kapitel: die Gefühllosigkeit. Ich konnte nicht mehr weinen, ich konnte nichts mehr fühlen. Ich war leer.»

— Lynn Genhart

«Als Lynn Magglingen verliess, nahm ich abends häufig den Zug nach Zürich,



Kennen die meisten Schweizer Spitzensportlerinnen und -sportler: Den Blick von Magglingen auf den Bielersee.

weil ich sie nicht allein lassen wollte. Morgens um fünf fuhr ich zurück, keinesfalls durfte ich das Training verpassen. Ich sorgte mich um sie, ich wusste, wie schlecht es ihr ging. Aber Fabien und Felix sagten nur, ich solle Lynns Probleme nicht zu meinen machen.»

— *Fabienne Studer*

«Es fällt mir schwer, jemandem die Schuld zu geben. Ich möchte mir die Schuld geben. Und ihnen. Oder niemandem. Weil es halt einfach passiert ist, wies passiert ist.

Den Turnsport im Allgemeinen liebe ich, aber hätte ich jetzt eine Tochter, ich würde sie nie im Leben nach Magglingen schicken.

Wenn ich an Ariella denke, hatte ich früher oft das Gefühl: Ich war nicht so erfolgreich wie sie, also darf es mir auch nicht so schlecht gehen wie ihr. Ich habe kein Recht zu leiden. Sie schon. Inzwischen weiss ich, dass man Leid nicht vergleichen kann. Und trotzdem habe ich das Gefühl, dass ich nicht sagen kann: Hey, was ich durchgemacht habe, hat sich gelohnt. So sinnlos und traurig es sich anhören mag, aber Ariella hat wenigstens die Medaillen. Ich habe nur die schlimmen Erinnerungen. Irgendwann in Zukunft wird mich vielleicht stärker machen, was ich in Magglingen erlebt habe – aber es hätte trotzdem nicht so geschehen müssen.»

— *Lynn Genhart*

«Es tut sehr weh, das zu hören, was Lynn sagt. Ich kann nur antworten: Erfolg ist in dem Moment schön, wenn man ihn hat, aber er macht dich nicht glücklich. Negative Erfahrungen waren für mich eher lebensbereichernd. Ich glaube, hätte ich nicht diese Tiefen erlebt, würde ich heute immer noch Zielen hinterherhecheln, ohne was anderes zu sehen. Es gibt mehr im Leben als Goldmedaillen!

Es ist für alle Mädchen die Hölle. Jede reagiert anders. Die eine hat mit der gleichen Belastung einen Ermüdungsbruch, die andere kriegt eine Depression.»

— *Ariella Kaeslin*

«Magglingen verändert dich. Du bist ein anderer Mensch, wenn du runter-

kommst. Ich hatte keine Gefühle mehr. Ich habe vom Kopf an abwärts nichts mehr gespürt. Ich musste wieder lernen zu verstehen, dass ich Hunger habe. Oder dass ich aufhören muss, wenn etwas weh tut.»

— *Lisa Rusconi*

«Als ich aufhörte, steckte ich alles, was mich an Magglingen erinnern könnte, in Kisten. Wer heute mein Zimmer bei den Eltern in Zürich betritt, merkt nicht, dass ich eine der besten Turnerinnen des Landes war.

Einmal ging ich mit einer Kollegin in Biel käfelen. Plötzlich kommt Heike vorbei. Nimmt einen Stuhl. Setzt sich zu uns. Bestellt einen Kaffee. Ich denke: Bin ich im falschen Film? Als sie weg ist, sagt meine Kollegin: «Du warst grad überhaupt nicht du selbst, du sassest kerzengerade, völlig stramm.»

Die Vorstellung, ihr heute zu begegnen, ist Horror. Als mir diesen Sommer jemand erzählte, Heike sei immer noch überzeugt, keine Fehler gemacht zu haben, träumte ich von ihr. Sie kam auf mich zu, und ich hatte eine Riesenangst. Wenn ich von früher erzähle, habe ich Flashbacks, ich sehe mich dann in der Turnhalle und zittere. Lange war es am Sonntag am schlimmsten: Weil ich dann wieder nach Magglingen musste.»

— *Stephanie Kälin*

«Dass ich depressiv war und eine Essstörung entwickelt hatte, wurde mir im Behandlungszimmer eines Arztes bewusst. Er stellte mir Fragen. Ich wusste, dass er herausfinden wollte, ob ich Hilfe benötige. Wäre ich ehrlich gewesen, hätte ich alle Fragen bejahen müssen. Aber ich verneinte jede, ich wollte nur raus. Ich dachte, in Magglingen haben sie meinewegen eh schon einen Riesenstress, ich kann nicht auch noch psychisch labil sein.»

— *Fabienne Studer*

«Nie werde ich den Moment vergessen, als klar war, dass wir unser grosses Ziel Olympiaqualifikation verpassen. Jede andere wäre am Boden zerstört gewesen, ich aber dachte nur: C'est fini. Ich war so erleichtert.

Zurück in Genf, brach ich zusammen. Es war dunkel in mir. Jede Sekunde des Tages beschäftigte ich mich mit Essen: Ich stopfte Mahlzeiten in mich

rein, erbrach. Es war ein Albtraum, der einfach nicht aufhörte. Ich war depressiv, hatte Suizidgedanken, musste über Jahre Tabletten schlucken. Ich weiss nicht, was ohne meine Therapeutin aus mir geworden wäre.

Seit ich Magglingen verlassen habe, sind acht Jahre vergangen. Erst vor drei Jahren konnte ich sagen: Jetzt geht es mir gut. Manchmal schicke ich ein SMS, wenn wieder ein Mädchen aufhört. Die wenigsten schreiben zurück. Ich verstehe das. Ich brauchte ebenfalls Zeit, um zu erkennen, wie falsch und unmenschlich wir behandelt wurden. Wenn du drinsteckst, merkst du nicht, dass du dich an einem Ort befindest, wo Menschen gebrochen werden.»

— *Marine Périchon*

Als wir mit Ärztinnen und Ärzten sprachen, die über die Vorgänge in Magglingen informiert waren oder sogar eine Zeit lang dort gearbeitet hatten, meinten viele: Ja, es sei schlimm, aber ob es Missbrauch sei?

Richtig ist, dass keine Athletin, soweit wir das wissen, sexuell missbraucht wurde. Die Athletinnen erlebten, was man psychische Gewalt nennt: Sie wurden erniedrigt, bedroht, gedemütigt.

Die Erkenntnis, dass es nicht nur körperliche, sondern auch seelische Gewalt gibt, und dass Erniedrigung und Unterdrückung keine äusserlich sichtbaren, aber ebenso schwere Schäden verursachen können, stammt aus dem Ersten Weltkrieg. Die innere Versehrtheit von Fronrückkehrern nannte man damals «Kriegsneurose». Heute ist die Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als Krankheit anerkannt, die Symptome sind ebenso deutlich wie unbestritten.

Leitsymptom aller Traumatisierten sind Schuld- und Schamgefühle. Das zeigt sich vor allem durch intensives Grübeln, wie man das Ereignis hätte verhindern oder anders damit hätte umgehen können. Aber auch durch Scham vor der eigenen Schwäche. Es ist schmerzhaft zu erkennen, dass man ausgenutzt wurde.

Allerdings gibt es einen Unterschied zwischen den Trainerinnen und Trainern in Magglingen und Tätern und Täterinnen, die Menschen aus reiner Lust und persönlichem Do-

minanzstreben Gewalt antun. Erstere sahen sich legitimiert, so zu handeln, weil sie im Glauben waren, für etwas Grösseres zu arbeiten, etwa die Olympiateilnahme. Sie agierten innerhalb des Rahmens einer fragwürdigen, aber gesellschaftlich anerkannten Norm: des Spitzensports. Das ist ein wesentlicher Unterschied beispielsweise zu häuslicher Gewalt: Von einem Mann, der seine Frau schlägt, kann man nicht behaupten, er handle zugunsten eines höheren Ziels. Im Sport aber halten es mit Blick auf das Ziel Olympia immer noch viele für legitim, psychische Gewalt auszuüben.

Das, so erklärten uns Fachleute, ist wohl auch der Grund, warum sich in so einem System praktisch niemand als Täter, als Täterin sieht. Denn auch wenn einzelne von ihnen sogar sadistische Züge tragen, steht nicht individuelle Lustbefriedigung im Zentrum. Es geht um Prestige, und die Täterinnen und Täter agieren im Interesse eines Verbandes oder sogar eines Staates, wodurch sie ihre Handlungen vor sich selbst rechtfertigen können. Es geht in Magglingen also weniger um einen individuellen Narzissmus als um ein nationales Machtstreben. Es geht weniger um pathologische Gewalthandlungen Einzelner als um ein System der Gewalt. All das ändert natürlich nichts am Leid der Athletinnen.

Deren Aussagen erinnern an einige der psychischen Mechanismen, die die US-amerikanische Psychiaterin Judith Herman in ihrem Standardwerk «Die Narben der Gewalt» über Missbrauch in intimen Beziehungen beschrieb: unvorhersehbare Ausbrüche etwa oder das Beharren auf unbedeutenden Regeln, um Angst und Hilflosigkeit zu erzeugen und das Selbstbewusstsein der Person zu brechen.

Die Täter versuchen aber nicht nur Angst zu erzeugen, sondern auch das Gefühl von Autonomie beim Opfer zu vernichten. Dazu werden Körper und Körperfunktionen des Opfers peinlich genau überwacht und kontrolliert. Die Täter bestimmen, was das Opfer isst, wann es zur Toilette gehen darf und was es anzieht.

Gleichzeitig gewähren sie dem Opfer häufig kleine Gefallen und untergraben somit die psychische Widerstandskraft sehr viel wirkungsvol-

ler, als wenn sie unablässig drohen oder strafen würden.

Psychische Gewalt entsteht typischerweise in Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie sich in Familien, Ehen oder anderen engen Gemeinschaften entwickeln. Das kann eben auch auf den Leistungssport zutreffen, wo der Erfolg der Athletinnen und Athleten eng an die Unterstützung und das Wohlwollen der Trainerinnen und Trainer gekoppelt ist. Diese Verbindung muss nicht zwangsläufig negativ sein, aber es ist eine Situation, die anfällig ist für destruktive Beziehungen.

Das wird im Kindersport noch einmal begünstigt durch den Umstand, dass die Trainerinnen und Trainer eine Elternrolle übernehmen. Die ehemalige Nationaltrainerin Heike Netzschwitz soll zu ihren Gymnastinnen genau das gesagt haben: «Ich bin wie eure Mutter, ihr könnt mir vertrauen.»

Alle Turnerinnen, mit denen wir sprachen, bestätigten das psychische Gewaltregime. Aber nicht alle sind daran zerbrochen. Warum nicht? Wie kommt es, dass manche daran zugrunde gehen, andere aber mehr oder weniger unbeschadet Magglingen hinter sich lassen?

Es gibt zwei Faktoren, die psychische Gewalt begünstigen: Ein geschlossenes System – das erlebten alle in Magglingen. Und fehlende protektive Faktoren – das erlebten nicht alle.

Protektive Faktoren, das kann eine gute Gastfamilie sein, bei der sich die Athletin sicher fühlt. Oder Rückhalt im Team. Oder eine resiliente Persönlich-

keit. Und doch hat jeder Mensch seine Bruchstelle, jeder kommt irgendwann an den Punkt, an dem es nicht mehr geht.

Nicht alle Trainerinnen und Trainer setzten das Drillsystem gleich um, es gab Abstufungen, die von einem gelegentlich missbräuchlichen Verhalten bis hin zu zeitlich anhaltender psychischer Gewalt reichten.

Anruf bei Heike Netzschwitz, Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik bis 2013.

«Frau Netzschwitz, ehemalige Gymnastinnen des Nationalteams erheben schwere Vorwürfe gegen Sie. Dürfen wir Sie hierzu befragen?»

«Ich möchte mich dazu nicht mehr äussern. Für mich ist die Sache abgeschlossen. Kein Kommentar.»

Anruf bei Iliana Dineva, Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik von 2016 bis 2020.

«Frau Dineva, ehemalige Gymnastinnen des Nationalteams erheben schwere Vorwürfe gegen Sie. Dürfen wir Sie hierzu befragen?»

«Ich möchte mich auf Anraten meines Anwalts nicht dazu äussern.»

Vesela Dimitrova, Nationaltrainerin der Rhythmischen Gymnastik bis 2013, reagiert nicht auf Anfragen. Ungeachtet ihres Rufs stellte das RLZ Aargau sie nach ihrer Entlassung als Choreografin ein. Seit 2016 arbeitet sie als Nationaltrainerin in ihrer Heimat Bulgarien.

Fabien Martin, seit 2017 Cheftrainer der Kunstturnerinnen, will sich ebenfalls nicht zitieren lassen. Zu dem Vorwurf, er habe Kunstturnerinnen gemobbt und in psychische Notsituationen getrieben, schreibt der STV: «Wir sind uns bewusst, dass es zwischen Fabien Martin und zwei Turnerinnen zu Meinungsverschiedenheiten über die sportlichen Ziele und das Erreichen dieser Ziele gekommen ist. Leider können im Trainingsbetrieb solche Meinungsverschiedenheiten auftreten. Auf Basis unserer Gespräche mit den Beteiligten, aufgrund der Erfahrungen mit Fabien Martin als langjährigem Trainer des STV und aufgrund der guten Feedbacks zu Martin aus dem Trainingsumfeld des Nationalkaders haben wir weiterhin volles Vertrauen zu ihm als Cheftrainer.» →

Erniedrigung und Unterdrückung können ebenso schwere Schäden verursachen wie körperliche Gewalt.

«Die Trainer sind hier irgendwo auch Opfer.»

Das System hinter dem Erfolg – und hinter dem Missbrauch

«Als klar war, dass wir es nicht an die Olympischen Spiele schaffen, hatte ich nur einen Gedanken: Ich will diese Halle nie mehr sehen. Ich sagte damals, dass ich zurücktrete, um mich auf die Schule zu konzentrieren und meinen Abschluss zu machen. Aber das stimmte nicht. Ich traute mich nur nicht, die Wahrheit zu sagen. Ich hörte auf, weil ich psychisch nicht mehr konnte. Ich wusste: Jetzt muss ich aufhören, sonst tue ich mir etwas an.

Sonst hatte ich immer Angst, wenn ich mal mit jemandem vom STV reden musste. Aber am Tag des Abschlussgesprächs mit Felix fühlte ich mich stark. Zum ersten Mal war ich nicht das kleine RG-Mädchen, sondern eine Frau, die ihre Meinung sagt. Vorher hatten sie immer mit uns spielen können, uns drohen, dass sie uns die Plätze im Team wegnehmen. Jetzt hatte ich nichts mehr zu verlieren.

In den Jahren danach habe ich versucht, es Leuten zu erzählen. Aber die sagten: Das kann doch nicht sein in der Schweiz. Irgendwann wurde ich müde und fing an zu glauben, dass die Leute vielleicht recht haben und ich übertreibe. Darum fühle ich mich so wohl mit Lisa: Weil sie weiss, wie es ist, wenn man nicht vor Leuten essen kann. Oder wenn man an den Punkt kommt, an dem man niemandem mehr etwas erklären mag, weil es sowieso niemand kapiert. Man sagt, zu Hause ist, wo dein Herz ist. Aber wo ist unser Herz, wenn nicht einmal unsere Familien uns verstehen?

Ich musste aus Magglingen weg, um zu merken, dass das, was da geschieht, nicht normal ist. Ich habe dann das KV gemacht. Einmal fragte ich die Lehrverantwortliche, ob ich aufs WC dürfe. Sie schaute mich nur an. Dann fragte sie, ob ich das ernst meine und was ich tun würde, wenn sie Nein sagen würde. Ich: «Dann halte

ichs zurück.» Da wurde ich wahnsinnig traurig, weil ich merkte: Sie hat völlig recht, natürlich darf ich aufs WC.»

— *Stephanie Kälin*

«Vor dem Abschlussgespräch mit dem STV fragten mich meine Eltern, ob sie das mit den Suizidgedanken sagen dürfen. Ich: Das muss man sagen. Nach dem Gespräch war mir klar, es hätte sich nur etwas geändert, wenn ich mich wirklich umgebracht hätte. Wenn du nur tief unten bist, dann bist du keine Gefahr für sie. Sie haben nur Angst vor der Schlagzeile: «Kunstturnerin wirft sich vor den Zug.»

Ich ging noch einmal nach Magglingen, um mich mit Fabien auszusprechen. Da merkte ich: Seine Absichten waren nicht böse. Er hatte mich drei, vier Mal gebeten, nicht zu gehen. Er hatte Angst, mich zu verlieren. Angst, dass ich etwas tue, das ihm schadet. Er hat mir das wirklich so gesagt: «Lynn, was soll ich machen? Ich sitze beim STV-Gespräch, sechs andere Leute sind da, machen mich fertig. Stell dir mal vor, wie ich mich fühlen muss.» Da war für mich klar: Die Trainer sind hier irgendwo auch Opfer, in diesem System. Andererseits beschimpfte er mich und schrie mich an, und als ich zu weinen anfing, machte er einfach weiter. Wieso ich weine, fragte er. Ich weinte noch mehr. Darauf sagte er, ich solle nicht so blöd weinen. Ich solle mal zu denen gehen, die wirklich Sterbensangst haben. Krebskranke – die dürfen weinen.»

— *Lynn Genhart*

«Als ich Magglingen verliess, schrieb ich alles auf, was ich erlebt hatte, und gab den Brief Felix. Ich war jung und naiv, ich dachte: Er wird schockiert sein! Es wird sich alles ändern! Heute denke ich, er wusste längst alles. Es änderte sich nichts, ausser dass er die Trainerinnen entliess.»

— *Marine Périchon*

«Ich bin Fabien nicht böse. Wie sehr er selbst unter Druck stand, merkte ich daran, dass er es immer an uns ausliess, wenn er von Felix aufs Dach bekam. Normalerweise hat man in Magglingen die Kaderzugehörigkeit auf ein Jahr hinaus auf sicher, ich aber musste mich mit der Zeit halbjährlich beweisen. Bei einem Gespräch im Sommer 2019 sagten meine Eltern und ich nochmals, was in Magglingen unserer Meinung nach fehlt: Eine Fachperson, die die Turnerinnen auf dem Weg vom Mädchen zur Frau begleitet. Felix und Fabien nickten ein paar Mal, aber am Ende gingen sie null auf uns ein. Felix sagte nur: Schön, und jetzt schauen wir mal, was für Leistungen du im nächsten halben Jahr erbringst. Beim nächsten Wettkampf hatte ich das Gefühl, von den Trainern überhaupt nicht mehr unterstützt zu werden. Ein halbes Jahr später warf Fabien mich raus. Es schmerzt, das sagen zu müssen: Ich war ein fröhliches und lebhaftes Kind, beides wurde mir in Magglingen ausgetrieben.»

— *Fabienne Studer*

«Als mir klar war, dass es nicht mehr geht, sprach ich mit einer Magglinger Sportpsychologin. Während der Sitzung weinte ich, aber sie sagte nur: Du musst mit den Trainerinnen reden. Ich rief sie dann nochmals an, wollte ihr klarmachen, dass ich weg muss aus Magglingen. Aber sie war nicht erreichbar. Also nahm ich Kontakt auf mit Boris, einem unserer ehemaligen Ärzte. Er half mir, ausserhalb von Magglingen eine Psychologin zu finden.»

— *Lisa Rusconi*

«Wenn Turnerinnen heute sagen, das stimme alles gar nicht, was über Iliana erzählt werde – dann muss ich sagen: Sie war unberechenbar und verletzend. Aber sie war auch schlau. Die brutalen, fiesen Sachen – die sagte sie dir nicht vor allen. Nur unter vier Au-

gen. Und dann wehrtest du dich erst recht nicht, weil dir klar war, dass niemand es gehört hatte. Sie wusste genau, wie sie mit unserer Angst spielen musste, damit wir nicht aufmuckten.»

— *Cinzia Mora*

«Was mir heute helfen würde? Keine Entschuldigung, kein Geld der Welt kann wieder gut machen, was mir angetan wurde.»

— *Stephanie Kälin*

«Es kommen immer wieder Turnerinnen-Eltern zu mir und fragen: Sollen wir unsere Tochter nach Magglingen schicken? Ich sage immer: Nein. Wenn ihr eure Tochter so möchtet, wie sie ist, wenn ihr sie glücklich möchtet – dann schickt sie nicht. Es macht mir weh, die Freude in den Augen junger Turnerinnen zu sehen. Weil ich weiss, dass es für diese Freude eigentlich keine Zukunft gibt. In Magglingen wird sie dir genommen.»

— *Lynn Genhart*

«Ich dachte, mit der Entlassung von Heike 2013 sei es vorbei. Aber diesen

Sommer erfuhren wir: Das läuft da immer noch so.

Das Problem sind die Medaillen. Felix, Hediger – die haben keine Ahnung von RG. Sie wollen Medaillen, Resultate und nehmen es in Kauf, wenn Athletinnen dafür kaputt gemacht werden. Die körperlichen Schäden sind das eine. Ich habe Rückenprobleme von den vielen Flexibilitätsübungen, aber damit kann ich leben, so ist Spitzensport. Was ich ihnen nicht verzeihen kann: Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört, meine Persönlichkeit gebrochen. Es geht nicht nur um *eine* Trainerin. Es ist ein System.

Irgendwann kommt dann doch etwas raus, weil es mutige Athletinnen gibt, die etwas sagen. Dann müssen sie reagieren, so wie 2013. Aber sie machen immer nur so viel, damit das System weiter funktionieren kann. Sie entlassen eine Trainerin. Jetzt vielleicht den Spitzensportchef. Eigentlich wollen sie aber nichts ändern, weil sie denken: Es ist nicht schön, was da passiert, aber es muss so sein, wenn wir erfolgreich sein wollen.»

— *Sarah Marchini*

In den vergangenen zwei Jahrzehnten sahen sich die STV-Verantwortlichen viermal dazu veranlasst, eine Traineein oder einen Trainer in Magglingen zu entlassen, weil die Beschwerden der Athletinnen so massiv waren: 2002 Olga Bullert, Nationaltrainerin in der Rhythmischen Gymnastik, 2007 Eric Demay, Nationaltrainer im Frauenkunstturnen, 2013 Heike Netzschwitz und Vesela Dimitrova, Nationaltrainerinnen in der Rhythmischen Gymnastik, und 2020 schliesslich Iliana Dineva und Aneliya Stancheva, Nationaltrainerinnen in der Rhythmischen Gymnastik.

Dies alles legt die folgenden Schlüsse nahe:

- Dass STV-Athletinnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Opfer missbräuchlicher Verhaltensweisen wurden.
- Dass STV-Athletinnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Zeugnisse missbräuchlicher Verhaltensweisen ablegen mussten, bis die STV-Verantwortlichen endlich reagierten. —>

- Dass die STV-Verantwortlichen erst Entlassungen aussprachen, nachdem ihnen über eine lange Zeit – meistens waren es Jahre – Berichte missbräuchlicher Verhaltensweisen präsentiert worden waren.
- Dass die Massnahmen der STV-Verantwortlichen weder ausreichend noch nachhaltig waren.

Die Verantwortlichkeiten von STV-Spitzensportchef Felix Stingelin und STV-Geschäftsführer Ruedi Hediger liegen dabei auf der Hand. Der STV schreibt uns, dass man wegen der laufenden Untersuchung keine Stellung nehmen könne zu «Vorwürfen, Ereignissen und Verantwortlichkeiten» im Zusammenhang mit der Rhythmischen Gymnastik. «Wir nehmen die vorhandenen, zum Teil sehr widersprüchlichen Vorwürfe sehr ernst, und es tut uns ausserordentlich leid, dass einige unserer Turnerinnen negative Erlebnisse hatten und offenbar Leid ertragen mussten. Das Wohlbefinden unserer Turnerinnen und Turner steht für uns im Zentrum.»

Bis hierhin war viel vom Schweizerischen Turnverband die Rede. Aber der STV ist nur ein Puzzleteil in dem System, wenn auch ein wichtiges. Das System besteht – so schwer das zu akzeptieren ist – auch aus Eltern, die ihre Kinder stolz nach Magglingen bringen und hinterher nicht wahrhaben wollen, wie schlecht es ihnen dort erging. Das System besteht aus Gastfamilien, die den Athletinnen in guten Fällen Rückhalt und Rückzugsmöglichkeiten bieten, in anderen Fällen aber ihre Aufsichtspflicht vernachlässigen.

Die Frage drängt sich auf, warum es überhaupt möglich war, dass all das in diesem Ausmass und über eine so lange Zeit geschehen konnte. Warum wurde das System von so vielen Leuten mitgetragen?

Die Gewaltexpertin Agota Lavoyer erklärt es uns so: «Es ist bekannt, dass wir den Glauben an eine heile Welt in uns tragen. Viele ahnten sicherlich, dass es den Kindern nicht gut geht. Aber das biegt man sich zurecht. Man glaubt ganz fest, dass das eine gute Sache ist, die dem Kind etwas bringt, oder dass das eben nötig sei, um Erfolg zu haben. Und dann kommt ein Kind,

legt die Sache offen und zerstört so die heile Welt. Und wie reagiert das System? Es wendet sich nicht gegen sich selbst. Es wendet sich gegen das Kind. Dann heisst es, überspitzt formuliert: «Hättest du nicht darüber geredet, wäre jetzt alles noch gut. Seit du das erzählt hast, gibts ein Riesenchaos im Turnverein. Also schweig bitte wieder.» So richtet sich nach einem anfänglichen Schock der ganze Hass des Systems auf das Opfer. Das haben, in anderen Bereichen, leider sehr viele erlebt, die den Mut hatten, zu reden.»

Magglingen ist ein Mikrokosmos, aber kein allzu kleiner: Allein 500 Mitarbeitende zählt das Bundesamt für Sport (Baspo), hinzu kommen Sportsoldatinnen, Sportler anderer Verbände sowie Trainerinnen, die teilweise mehrere Wochen hintereinander hier verbringen, für Wiederholungskurse der Armee, Trainingslager, Ausbildungen. Viele von ihnen sind wohl schon einmal weinenden, abgemagerten, bedrückten Kunstturnerinnen und Rhythmischen Gymnastinnen begegnet: auf den Gängen des alten Hauptgebäudes, in der Mensa, auf den weitläufigen Spazierwegen zu den Sportanlagen, im Funiculaire. Und viele von ihnen hielten sich regelmässig in der Turnhalle «End der Welt» auf, wenn die Athletinnen dort trainierten.

Wir haben in den letzten drei Monaten mit so vielen Personen gesprochen, dass wir mit Sicherheit sagen können: Es gibt viele, die über die Situation im Frauenturnen Bescheid wussten. Aber niemand ist je in die Halle gestürmt und hat gerufen: Schluss jetzt!

Wer bestimmt über die Missstände informiert war, sind die Sportärzte und Sportpsychologinnen des Baspo, die die STV-Athletinnen teils über Jahre eng betreuten. Sie beteuern uns oder anderen gegenüber, dass sie Vorkommnisse gemeldet, Veränderungen angestrebt haben.

Stellvertretend für alle Baspo-Mitarbeitenden nimmt Matthias Remund Stellung. Er ist seit 2005 Direktor des Bundesamts für Sport und somit eine Art Gastgeber in Magglingen. Über sogenannte Rahmenverträge regelt er, welche Sportverbände Baspo-Dienstleistungen in Anspruch nehmen und Baspo-Sportanlagen benutzen dürfen. Der Verband, der über den mit Ab-

stand umfassendsten Rahmenvertrag verfügt, ist der Turnverband.

«Das Baspo und seine Fachleute aus der Sportmedizin, der Sportpsychologie und der Sportwissenschaft haben alles gemacht und mehr», sagt Remund. 2010 habe man dem STV erstmals einen Bericht über Missstände im Nationalteam der Rhythmischen Gymnastinnen überreicht. 2013 folgte ein zweiter Bericht. Daraufhin wurden die Trainerinnen vom STV entlassen. Man habe, so Remund, auf die Einhaltung der ethischen Richtlinien des Code of Conduct gepocht und einen Neuanfang mit humaneren Trainingsmethoden begleitet.

Aber bald schon war alles wie immer. Und die Berichte von kaputten, gebrochenen Turnerinnen häuften sich wieder.

Wieder schritt Remund ein. Im Sommer 2019 nahm er die Rhythmische Gymnastik aus dem Rahmenvertrag mit dem STV. Seither trainiert die RG in Magglingen unter schlechteren Bedingungen: Sie wird nicht bevorzugt behandelt bei der Verteilung der Hallenzeiten und hat keinen Anspruch mehr auf sportmedizinische oder sportpsychologische Leistungen.

Das Problem: Mit dieser Haltung schützte Remund das nationale Sportzentrum Magglingen und das Bundesamt für Sport. Aber er schützte nicht die Athletinnen. Denn die trainierten bis zum Sommer 2020 unter derselben Trainerin weiter.

«Was hätten wir denn sonst noch machen sollen?», fragt Matthias Remund. «Wir wollen Sport fördern, nicht verhindern, das ist ein Spannungsfeld. Aber Magglingen ist nicht schuld an der Situation in der Rhythmischen Gymnastik. Wir bieten bloss Dienstleistungen, wir sind Vermieter plus Hauswart. Wenn ein Missbrauch in einer Mietwohnung stattfindet, dann haftet der Vermieter ja auch nicht. Für weitergehende Massnahmen fehlen uns die rechtlichen Grundlagen. Wenn junge Athletinnen so leiden, muss man sich auch fragen, warum Eltern ihr Kind nicht aufmerksam begleiten und dezidiert einschreiten. Oder ob sie vielleicht eine eigene Agenda verfolgen.»

So ist es: Jeder sieht die Schuld bei jemand anderem.

Der Kreis der Mitwissenden reicht noch weiter – bis zu Swiss Olympic, der Dachorganisation aller Schweizer Sportverbände, verantwortlich für die Schweizer Olympiateams, aber auch für die Verteilung öffentlicher Sportgelder. Jährlich überweist Swiss Olympic dem STV einen Betrag von rund 1,7 Millionen Franken, nur zwei Sportverbände in der Schweiz erhalten mehr.

Uns liegt ein Schreiben von Anfang 2020 vor, in dem die Präsidentin eines regionalen Leistungszentrums konkrete Vorwürfe gegen die RG-Nationaltrainerinnen Iliana Dineva und Aneliya Stancheva erhebt. Es geht um gesundheitsgefährdende Trainingsmethoden und um Athletinnen, die trotz ärztlicher Krankschreibungen in einen Wettkampf geschickt wurden. Das Schreiben war an den STV-Präsidenten Erwin Grossenbacher adressiert und ging in Kopie an den Swiss Olympic-Direktor Roger Schnegg. Selbst wenn Swiss Olympic bis dahin

erstaunlicherweise absolut nichts von den jahrelang unhaltbaren Zuständen in Magglingen mitbekommen hätte: Spätestens jetzt wusste der Dachverband Bescheid.

Die Absenderin des Schreibens sagt uns, dass Swiss Olympic ihr nie geantwortet habe.

Uns gegenüber nimmt Swiss Olympic schriftlich Stellung: «Swiss Olympic ist eine Dienstleistungsorganisation und hat ausserhalb der Olympiamissionen keinen Führungsanspruch gegenüber den Verbänden. Swiss Olympic bietet den Verbänden Unterstützung an, kann sie jedoch nicht verpflichten, diese in Anspruch zu nehmen. Wenn Probleme direkt an uns herangetragen werden, verweisen wir an die Verbände.»

Das ist auch in diesem Fall geschehen: Nach Erhalt des Briefes Anfang 2020 suchte Swiss Olympic das Gespräch mit dem STV. Seither finde ein regelmässiger Austausch statt «mit dem Ziel, die Situation insbesondere

für die Athletinnen, aber auch für alle anderen Beteiligten zu verbessern». Entlassen wurden die Nationaltrainerinnen allerdings erst im Sommer 2020, nachdem eine erste Gymnastin öffentlich Vorwürfe erhoben hatte.

Eines haben alle Mitwissenden gemein – der Swiss-Olympic-Direktor Roger Schnegg ebenso wie der Baspo-Direktor Matthias Remund, die Gastfamilien und Sportpsychologen. Sie alle sagen, sie haben getan, was in ihrer Macht lag. Mehr haben sie nicht machen können. Die Magglingen-Protokolle zeigen: Es war nicht genug.

Der Punkt ist: Natürlich sitzen die Hauptverantwortlichen im STV. Natürlich haben Baspo und Swiss Olympic recht, wenn sie sagen, dass ein direktes Eingreifen nicht in ihre Zuständigkeit falle. Aber es geht hier nicht um eine verwaltungstechnische Bagatelle, nicht um eine verpasste Fristerstreckung für das Einreichen eines Dossiers. Es geht um das Wohl von Menschen.

XI

«Medaillen sind wichtig, aber der Weg dorthin ist wichtiger.»

Was sich ändern muss, damit es irgendwann vielleicht gut wird

«Das Fazit ist klar: Es gab genug Selbstmordversuche, genug Essstörungen, genug zerbrochene Körper, genug bedauernswerte Eltern und genug verbitterte junge Frauen, um eine ernsthafte Neubewertung dessen zu fordern, was es braucht, um Olympiasiegerinnen hervorzubringen. Wer in diesen Sportarten arbeitet, kennt die Tragödien nur zu gut. Wenn die Verbände und Trainer sich wirklich um die Athletinnen kümmern würden und nicht nur um den Ruhm und das Prestige, dann wüssten sie, dass es an der Zeit ist, einen Weg zu finden, um zu verhindern, dass ihr Sport so vielen jungen Menschen Schaden zufügt.»

Das ist kein Zitat aus den Magglingen-Protokollen. Es ist noch nicht einmal eines von heute. Es ist eine Stelle aus einem Buch der US-amerikanischen

Journalistin Joan Ryan aus dem Jahr 1995. Das Buch heisst «Little Girls in Pretty Boxes» und thematisiert zum ersten Mal Missbrauch von Autorität im Turnsport und Eiskunstlaufen.

Seit einem Vierteljahrhundert sind die verheerenden Umstände in den Sportarten also bekannt. In der Schweiz weiss man spätestens seit 2007 Bescheid, als Ariella Kaeslin und ihre Teamkolleginnen darüber sprachen.

Die Massnahmen, die bisher ergriffen wurden, haben die Gewalt aus dem System Magglingen nicht vertrieben. Was also müsste gemacht werden?

Die extremste aller Forderungen lautet: Rhythmische Gymnastik und Frauenkunstturnen abschaffen. «Die Welt wird nicht untergehen, wenn es keinen Turnsport mehr gibt. Ich möchte, dass keine Kinder mehr miss-

braucht werden. Wenn das passiert, weil sich die Kultur verändert hat, gut. Wenn es passiert, weil der Sport nicht mehr existiert: (...) auch gut.» Das schreibt die US-Amerikanerin Jennifer Sey, eine ehemalige Kunstturnerin, in ihrer Biografie «Chalked Up: My Life in Elite Gymnastics».

Es ist eine nachvollziehbare, aber auch utopische Forderung. Und sie steht im Widerspruch zu der Begeisterung, die viele Athletinnen für ihre Sportart haben.

Eine realistischere Massnahme ist das Anheben der Altersgrenze. Derzeit darf man mit 16 Jahren zu Olympia. Wie wäre es, wenn die Altersgrenze bei 18 läge? «Würde ein positives Signal senden», sagt die Schweizer Forscherin Natalie Barker-Ruchti knapp,

«mehr nicht.» Man würde genauso trainieren wie jetzt, um bis 16 alles zu beherrschen, dann mit 18 einmal Olympia – und dann wäre man kaputt.

Barker-Ruchti verfolgt einen anderen Ansatz. In ihrer Arbeit mit dem bemerkenswerten Titel «Gymnasts Are Like Wine, They Get Better With Age» stellt sie eine Überlegung in den Raum, die alles verändern würde: Was, wenn das derzeitige «Erfolgsmodell» mit seiner zwanghaften Kinderfokussierung ein grosses Missverständnis ist? Was, wenn es gar nicht wahr ist, dass man Kinder quälen muss? Was, wenn reife Körper ebenfalls hervorragende Leistungen erbringen können?

In vielerlei Hinsicht ist die derzeit beste Turnerin der Welt der Beweis für diese These: Im fortgeschrittenen Turnalter von 23 Jahren befindet sich Simone Biles auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, zeigt unfassbar schwierige Übungen in Perfektion. Sie ist der Beweis, dass eine Veränderung des Kunstturnens vom Mädchen- zum Frauensport möglich ist.

Für eine solche Veränderung bräuchte es allerdings auch die Einsicht der Turngemeinschaft, dass das, was bisher geschah, falsch gewesen ist.

Weltweit hat das aber erst ein einziger Toptrainer eingestanden: Gerrit Beltman. Der langjährige niederländische Nationaltrainer galt seit den 1980er-Jahren als Personifizierung des Missbrauchs von Autorität im Frauenturnen. «Und das zu Recht», sagte er diesen Sommer der Zeitung «Noordhollands Dagblad», «denn mein Verhalten kann in keiner Weise entschuldigt werden.»

Gerrit Beltman hat sich bereit erklärt, uns ein Interview zu geben. Ein grauhaariger Mann in roter Trainingsjacke ruft uns per Facetime an. Er redet mit fester Stimme, und doch spürt man in jedem Satz, wie schwer er an seinen Taten trägt.

Das Magazin: 2010 wurde bekannt, dass Sie Turnerinnen im Training gequält, eingeschüchtert, erniedrigt hatten. Warum melden Sie sich jetzt zu Wort?

Gerrit Beltman: Als 2010 Vorwürfe gegen mich öffentlich gemacht wurden, war ich der Sündenbock, aber ich sagte nichts, weil ich nicht der Einzige gewesen war. Diesen Sommer dann schrieb ich dem niederländischen Turnverband: Ich habe Fehler gemacht und werde meine Schuld eingestehen, aber dann müsst ihr als Verband auch aufräumen, denn ich bin kein Einzeltäter, der Missbrauch hat System. Der Verband liess mich wissen: Daran haben wir kein Interesse. Also wandte ich mich an die Medien.

Warum haben Sie so lange gewartet?

Weil es unglaublich schwer ist, Schuld einzugestehen. Meine Frau, mein Sohn, meine Familie, meine Freunde – sie alle hören jetzt, was für ein Mensch ich war.

Können Sie sich Ihre missbräuchlichen Umgangsformen als Trainer im Nachhinein erklären?

Ich schäme mich. Wenn jemand meine Taten aufzählt, kann ich fast nicht zuhören, ich bin so wütend auf mich selbst, ich war so dumm. Aber es ist wahr, es ist geschehen. Um Ihre Frage zu beantworten: Ich bin so weit gegangen, weil ich dachte, nur so könnte man den Athletinnen eine Siegermentalität beibringen. Ich habe alles dem Erfolg untergeordnet. Ich hasse mich dafür.

Würden Sie heute sagen, man kann auch mit anderem Training Spitzenleistungen erreichen, oder ist der Sport in sich gestört?

Nein, heute weiss ich: Du musst nicht diesen Wahnsinnsdruck von aussen aufbauen, die Athletinnen sind intrinsisch motiviert, sie können selbst am besten einschätzen, wie weit sie gehen wollen.

Wann wurde Ihnen bewusst, dass das, was Sie da machen, falsch ist?

Als eine langjährige Athletin (die Weltklasseturnerin Renske Endel) von einem Tag auf den anderen sagte: Ich höre auf. Ich hatte das überhaupt nicht kommen sehen.

Haben Sie sich jemals bei ihr und den anderen Athletinnen entschuldigt?

Als die Vorwürfe aufkamen, 2010, traf ich drei meiner Turnerinnen und bat

sie um Entschuldigung. Das war sehr schwierig, aber auch erleichternd für mich.

Wie war es für die Athletinnen?

Sie sagten mir: Wir glauben dir nicht, dass du es bereust.

Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg, um die strukturelle Gewalt aus diesen Sportarten zu vertreiben. Und das Verrückte ist, dass die Schweiz diesen Weg in der Rhythmischen Gymnastik schon einmal gegangen ist.

Vielen Gymnastinnen kommt es im Nachhinein wie ein Traum vor, aber es gab in Magglingen tatsächlich eine Zeit, als sich einiges zum Guten zu wenden schien. Das war von Anfang 2014 bis Ende 2015, in der Phase nach der Entlassung von Heike Netzschwitz, als der Druck auf den Verband wohl so gross war, dass er nicht anders konnte, als eine Richtungsänderung einzuleiten. Die Bulgarin Mariela Pashalieva, von 2004 bis 2012 Assistentztrainerin des erfolgreichen bulgarischen Nationalteams, erhielt den Auftrag, eine menschlichere Trainingsform zu etablieren und das Team trotzdem an die Olympischen Spiele 2016 in Rio de Janeiro zu führen.

In Magglingen fand Pashalieva eine Gruppe talentierter, aber verletzter Athletinnen vor, die mit Stressfrakturen an Körper und Seele zu kämpfen hatten. «Ich musste ganz von vorne beginnen», sagt sie uns, als wir sie in einem Café in Biel treffen. «Ich musste den Mädchen erst einmal beibringen, dass sie mir vertrauen können.» Sie erzählt von dem Mal, als sie mit einer grossen Schachtel Schokolade ins Training kam, eine der Athletinnen sich aber nicht traute, davon zu nehmen, weil sie dachte, Pashalieva wolle sie hereinlegen.

In enger und – wie Pashalieva betont – guter Zusammenarbeit mit der medizinischen Abteilung des Baspo begann sie, die Athletinnen wieder aufzubauen. Aber schnell musste sie erkennen, dass das Ziel Olympia zu ehrgeizig war: Die Athletinnen waren zu versehrt, die Zeit zu kurz.

Auch schien ihr das System grundlegend renovierungsbedürftig. Konkret kritisiert sie zwei Dinge: «Leistungssport ist eine Pyramide. Du musst eine sehr breite Basis haben und



Wo liegen die physischen und psychischen Grenzen des Menschen? Die russische Gymnastin Margarita Mamun.

dort gut trainieren. Dann wandern die Besten höher. In der Schweiz ist es umgekehrt: Man fokussiert nur auf die Spitze und wundert sich, dass zu wenig Talente nachrücken und die auch noch falsch trainiert sind.»

Zweitens wolle man in zu kurzer Zeit zu viel erreichen mit zu viel Trainingssteigerung von der einen Stufe zur nächsten. «Wir müssen vom Kindersport wegkommen», sagt die Trainerin. «Wir müssen die Karrieren der Turnerinnen langsamer aufbauen. Zwischen 14 und 18 Jahren, parallel zur schulischen Ausbildung, sollen sie trainieren und Erfahrungen an internationalen Wettkämpfen sammeln. Und erst dann, und nur wenn alle Signale positiv sind, kann eine Vorbereitung auf eine olympische Auswahl in Betracht gezogen werden, wobei mehr Zeit für Training und Erholung zur Verfügung stehen muss.»

Mariela Pashalieva forderte Weitsicht, Geduld, Professionalität. Der STV wollte schnelle Resultate.

An der WM 2015 in Stuttgart – nach zwanzig Monaten Vorbereitung, üblich sind drei Jahre – belegte das Team Platz 21 und verpasste die Olympiaqualifikation. Im Hotel musste die Trainerin eine völlig aufgelöste Athletin trösten. Sie habe ihr gesagt: «Wenn ich noch einmal von vorne anfangen müsste und man mir garantieren würde, dass wir Medaillen gewinnen, wenn ich nur härter bin – ich würde trotzdem wieder diesen Weg wählen. Mir ist es wichtiger, dass ich dich jetzt trösten kann, dass du mich in einigen Jahren zu deiner Hochzeit einlädst, als dass wir an die Olympischen Spiele gehen. Medaillen sind wichtig, aber der Weg dorthin und das Leben an sich sind wichtiger.»

Heisst das, mit Menschlichkeit kommt man im Turnen eben doch nicht nach ganz oben? Pashalieva schüttelt irritiert den Kopf und sagt streng: «Es heisst, dass es wahnsinnig schwer ist, erfolgreich zu sein. Es heisst aber auch, dass es sich nicht lohnt, sich für den Erfolg kaputt zu machen.»

«Mariela hat wirklich versucht, in Magglingen etwas zu verändern. Sie zeigte mir, dass es ok ist, in der Anwesenheit einer Trainerin zu essen. Bei

ihr lernte ich auszusprechen, wenn ich ein Problem habe. Sie spürte es, wenn etwas nicht gut war. Was soll ich sagen? Sie war, wie eine Trainerin sein sollte. Aber sie hatte es nicht leicht. Als sie anfang, bekam sie es mit einer Gruppe kaputter Mädchen zu tun.»

— *Stephanie Kälin*

Ende 2016 verkündete der STV Mariela Pashalieva, dass ihr Vertrag nicht verlängert werde. Aus Erfolglosigkeit (obwohl die Mannschaft an der EM in Israel den 10. Rang belegt hatte) und weil ihr eine Vision fehle. An ihrer Stelle berief man Iliana Dineva nach Magglingen. Und alles begann von vorn.

Die Gymnastin Cinzia Mora, die schon im RLZ Uster und im Kader für die Juniorinnen-EM unter Dineva trainiert hatte, sagt: «Der STV wusste genau, wie sie mit uns Athletinnen umgeht. Ich kann mit Sicherheit sagen, dass ich nicht die einzige war, die ihnen von Iliana erzählt hatte.»

Doch niemand im Verband wollte es hören.

Bis sich diesen Sommer die erste Gymnastin an die Medien wandte. Da reagierte der STV, entliess die Nationaltrainerin, suspendierte Spitzensportchef Stingelin und gab eine externe Untersuchung in Auftrag.

Die Anwaltskanzlei wird ihren Bericht im November abschliessen. Was danach geschieht, ist offen. Viele Turnerinnen, mit denen wir sprachen, befürchten, dass es vielleicht ein paar Entlassungen gibt, aber nicht mehr passieren wird.

Sollte es so kommen, dann könnten sie sich an Alex McLin wenden.

McLin ist Direktor der 2019 gegründeten Gymnastics Ethics Foundation in Lausanne. Der Auftrag lautet: die Misshandlungen im Turnsport aufdecken, sanktionieren, beenden. Die Ethikstiftung wird allerdings vom Weltturnverband FIG finanziert. McLin arbeitet also im System gegen das System. Die offensichtliche Frage ist, ob sich aus dieser Position grundlegend etwas verändern lässt.

McLin sagt: «Nun...»

Er kennt die Debatte um die Unabhängigkeit solcher Kommissionen und Stiftungen. Er kennt auch die Strukturen und inneren Logiken von Verbänden, in denen niemand an dem Ast sägen will, auf dem er sitzt.

Aber McLin sagt auch: «Wir haben unsere Arbeit gerade erst begonnen, und bereits jetzt ist klar, dass da seit Jahren vieles schief läuft. Unsere einzige Chance ist, bis zum Grund zu gehen. Wir dürfen keine halben Sachen mehr machen.»

Die Ethikstiftung ist Anlaufstelle für Athletinnen, die Hilfe suchen oder an die Öffentlichkeit wollen, aber auch für Whistleblower, die im System arbeiten. Präsidentin der Stiftung ist Altbundesrätin Micheline Calmy-Rey, sie sagt: «Eigentlich sind die nationalen Verbände für den Schutz der Athletinnen zuständig. Aber wenn sie diese Verantwortung nicht wahrnehmen, intervenieren wir.»

Seit Anfang 2019 hatte sie mit zahlreichen Beschwerdefällen auf der ganzen Welt zu tun. Nach der Lektüre der Magglingen-Protokolle aber sagte sie uns: «Es ist skandalös, dass so etwas in der Schweiz geschieht, in Magglingen, in einer Institution des Bundes. Seit vielen Jahren. So lange wissen die Verantwortlichen schon davon, aber sie haben nichts getan. Das muss sich ändern. Es muss jetzt auch auf politischer Ebene unbedingt etwas geschehen.»

Und jetzt?

Die meisten Athletinnen, mit denen wir gesprochen haben, wollten nach ihrem Rücktritt nichts mehr mit ihrem Sport zu tun haben. Nach Magglingen sind sie nie zurückgekehrt. Zu gross ist die Angst, dass alles wieder hochkommt.

Cinzia Mora aber ist im Sport geblieben. Sie arbeitet als Trainerin in dem Verein, in dem sie mit dem Turnen anfing, einmal pro Woche, neben dem Studium.

«Als eine Mutter mich fragte, ob ich ihrer Tochter das Juniorinnenkader empfehlen könne, sagte ich: Nein. Und erzählte alles. Nie werde ich lügen. Das haben so viele vor mir gemacht. Ich würde es nicht ertragen, wenn eine Turnerin diesen Weg einschlägt und Jahre später fragt: Warum hast du mich nicht gewarnt? Ich kann weder das RLZ noch Magglingen ändern, aber ich kann dafür sorgen, dass die Mädchen, die bei mir trainieren, wissen, wo die Grenzen sind. Ich möchte, dass sie mit Freude Leistung erbringen. Ich frage mich immer noch, warum ich das damals mit mir geschehen liess. Warum ich das akzeptiert habe und nicht einfach gegangen bin. Ich kannte es nicht anders und dachte, das sei normal. Ich möchte, dass die Mädchen wissen, was normal ist und was nicht.

Ein einziges Mal ging ich zurück nach Magglingen. Der Trainerinnen-

kurs von Jugend + Sport, der fand natürlich dort statt. Wir lernten ein paar grundsätzliche Dinge über Technik und wie man diese vermittelt. Aber darüber, wie man mit jungen Mädchen umgeht, sprachen wir nicht. Ich weiss noch, dass diskutiert wurde, wie man reagieren soll, wenn ein Mädchen weint. Dabei müsste man in so einem Kurs doch lernen, wie man das Training gestaltet, damit ein Mädchen gar nicht erst weinen muss.»

— *Cinzia Mora*

Es ist eine traurige Konstante, dass sich im Versuch, etwas zu verändern, immer nur Opfer zu Wort melden, praktisch nie Täterinnen und Täter. Für die Opfer ist es ein doppelt schwerer Weg, denn sie stossen auf Unverständnis, auf Hass, sie werden aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Zudem können sie selbst keinen Wandel bewirken, denn etwas ändern müssen ja die Täterinnen und Mitwisser.

Und doch scheint das im Moment im Frauenturnen die einzige Chance auf Veränderung: dass es die Athletinnen selbst in die Hand nehmen. Wie Natalie Barker-Ruchti, Georgia Cervin, Simone Biles, Mariela Pashalieva, Cinzia Mora, Marine Périchon, Sarah Marchini, Ariella Kaeslin, Stephanie Kälin, Lisa Rusconi, Lynn Genhart, Fabienne Studer und alle anderen ehemaligen Gymnastinnen und Kunst-

turnerinnen, die wollen, dass nie wieder eine Turnerin mit Angst ins Training geht. DM

CHRISTOF GERTSCH ist «Magazin»-Reporter. christof.gertsch@dasmagazin.ch

MIKAEL KROGERUS ist «Magazin»-Redaktor. mikael.krogerus@dasmagazin.ch